Engelhorns Roman-Bibliothek



Ida Boy-Ed

Nichts über Mich!

Zweiter Band




Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von **Rudolph Stratz.** 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von **Ada von Gersdorff.**

Onkel William. Von **Jennette Lee.** Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von **Carry Brachvogel.** 2 Bände.

Der meergrüne Wandschirm. Von **Edgar Franklin.** Aus dem Englischen.

Vor den großen Mauern. Von **Katharina Zitelmann.**

Entgleist. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kleine. Von **André Lichtenberger.** Aus dem Französischen.

Paul Becks Gefangennahme. Von **M. McDonnell Bodkin.** Aus dem Engl.

Schweigen im Walde. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Das Gespenst. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Die Primadonna. Von **F. Marion Crawford.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von **Georg Hirschfeld.**

Übertrumpft. Von **Samuel M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Lebende Bilder. Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

Fatme. Von **Börge Janssen.** Aus dem Dänischen.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von **Marie Diers.**

Mein Freund der Chauffeur. Von **C. N. und A. M. Williamson.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von **Ida Boy-Ed.** 2 Bände.

Der Fall von Millbank. Von **G. D. Eldridge.** Aus dem Englischen.

Kismet. Von **Severin Lieblein.** Aus dem Norwegischen.

Die schöne Melusine. Von **Viktor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

Die Schatzinsel. Von **L. J. Vance.** Aus dem Englischen.

Komödianten. Von **Carry Brachvogel.**

Die stolze Katharina. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die verschwundene Frau. Von **Max Dürr.**

Das gastliche Haus. Von **J. W. Tompkins.** Aus dem Englischen.

Der gemordete Wald. Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Ein Gemeindekind. Von **T. Combe.** Aus dem Französischen.

Pastings Duve. Von **Marianne Mewis.**

Raffles als Richter. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Cenzl von der Blauen Genziane. Von **Richard Voß.**

Leslie und ihre Verehrer. Von **Anne Warner.** Aus dem Englischen.

Der Roman einer Hofdame. Von **Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau).** 2 Bände.

Der Inspektor auf Siltala. Von **Harald Selmer-Geeth.** Aus dem Schwedischen.

Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von **Helene Raff.**

Die letzte Karte. Von **Henry de Vere Stacpoole.** Aus d. Englischen. 2 Bde.

Neunundzwanzigster Jahrgang

Die Liesegang-Mädchen. Von **Victor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

„Das Glück bei den Lauen, das Leid bei den Heißen — diese bittere Lebenswahrheit ist der Inhalt des Romans. Es ist ein kunstvoll gebautes, ein menschlich gemütswarmes Buch, das nicht nach irgend einer Richtung schielt, sondern nichts andres will, als mit starkem schöpferischen Willen und Können zu den Gemütern derer zu sprechen, denen auch der Alltag des bürgerlichen Lebens genug der Nachdenklichkeit bietet."

Die Herzogin von Plaisance. Von **Richard Voß.**

In dieser romantischen Geschichte, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet, läßt der berühmte Verfasser die sonnendurchglühten Höhen Hellas' vor uns erstehen, eines Hellas von heute, das in dem geheimnisvollen Widerschein längstvergangener heroischer Zeiten erstrahlt.

Seine Stunde. Von **Elinor Glyn.** Aus dem Englischen.

Wohl selten ist der eigentümlich komplizierte russische Nationalcharakter besser beobachtet und schlagender gezeichnet worden als in diesem höchst unterhaltenden und spannenden Roman.

Allzumal Sünder. Von **Charlotte Niese.** 2 Bände.

Ein meisterhaft geschriebenes Buch der rühmlichst bekannten Verfasserin, dessen spannende, im heutigen Hamburg spielende Handlung den Leser ebenso packt wie der hohe sittliche Ernst, der sich häufig hinter schalkhaftem Humor und feiner Satire verbirgt.

Der Mann im Keller. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Ein vorzüglich erzählter, von Anfang bis zu Ende spannender Kriminalroman, dessen literarische Qualitäten der Name des unsern Lesern bestens bekannten Verfassers gewährleistet.

Stille Wasser. Von **Emmi Lewald (Emil Roland).**

Vier künstlerisch vollendete Erzählungen der bekannten Schriftstellerin, die in sehr verschiedenartigen Umgebungen spielen — im engen Rahmen norddeutscher Kleinstädte, im Zauberkreise Roms, dem historischen Palast eines alten Adelsgeschlechts und einem wilden einsamen Bergnest über dem Luganersee.

Ruhm. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der neueste Roman der allbeliebten Erzählerin zeichnet in außerordentlich packender Form den Meteorflug einer mittelmäßigen Schriftstellerin, die durch ihren Ehrgeiz und ihre niedrige Sucht nach Ruhm und Stellung auf eine schiefe Bahn gezerrt wird und unaufhaltsam abwärts treibt, bis sie sich nicht mehr scheut, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Roberts Brautfahrt. Von **Jean de la Brète.** Aus dem Französischen.

Ein sehr flott geschriebener unterhaltender Roman, dessen Held, eine großangelegte, von seiner Familie als Träumer verschrieene Natur, von seinem Vater auf die Brautschau gesandt wird, mit sicherem Instinkt seinen Weg geht und durch die von ihm schließlich getroffene Wahl alle Welt höchlich überrascht.

Lebendig begraben. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Ein bedeutender Maler, der an krankhafter Schüchternheit leidet und den Tod seines Dieners benützt, um für Jahre offiziell von der Welt zu verschwinden und unter des Dieners Namen weiterzuleben, ist der Held dieser außerordentlich amüsanten und geistreichen Geschichte.

Musikstudenten.

Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

„Wunderbar, oft ergreifend geschildert sind die Schicksale dieses Musikstudenten, sowie die von Lona Raith, seiner treuen und aufrichtigen Freundin. In seiner geistreichen, poetischen Sprache mutet der fesselnde Roman wie ein prächtiges Gedicht an, das die Seele des Menschen über die Wirrnisse der Gegenwart erhebt.“ (Mannheimer Generalanzeiger.)

Misericordia. Von **Johannes Höffner.**

Dieser ergreifende Roman spielt zum großen Teil in einem Gefängnis und läßt uns die Wiederaufrichtung eines moralisch zerbrochenen jungen Menschen durch die Barmherzigkeit und Liebe einer großherzigen Mädchennatur miterleben.

Das wollene Kleid. Von **Henry Bordeaux.** Aus dem Französischen.

Eine innige Wärme strahlt uns aus diesem rührenden, dabei von aller falschen Sentimentalität freien Buch entgegen; es dürfte kaum einen Leser geben, der dieses Meisterstück feinster Psychologie, Schilderungs- und Erzählerkunst nicht mit tiefster seelischer Spannung und Anteilnahme genießen wird.

Der Traum des Johann Senapius. Von **Marie Diers.** 2 Bände.

Die ausgezeichnete Schriftstellerin erzählt hier die ergreifende Lebensgeschichte eines weltfremden Gelehrten, der aus dem Traum seiner ersten Liebe zu einem verwöhnten kapriziösen Mädchen in der Ehe langsam zu der ihn versteinernden Wirklichkeit erwacht — wohl das Bedeutendste, was die Dichterin bisher geschaffen hat.

Der lange Arm. Von **G. M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Ein neuer Band höchst spannender und vorzüglich erzählter Kriminalgeschichten des den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek bereits wohlbekannten Verfassers.

Das Glück des Hauses Rottland. Von **Julius R. Haarhaus.**

Ein hochorigineller Eifelroman von einem alten Freiherrn und seiner jungen Frau aus niederm Stande, von Glücksvögeln und Kühen! Alles ist fein humoristisch, teilweise mit kräftigem Realismus gegeben und doch rührend und poetisch ausklingend.

Nichts über Mich!

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



Band 22

Dreißigster Jahrgang

Nichts über Mich!

Roman von

Ida Boy-Ed

Zweiter Band



Stuttgart 1914
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Sechstes Kapitel.

Über Hamburg stand kein Himmel, sondern eine dicke weiße Filzdecke war über alle Dächer hingespannt. Die Kirchtürme waren weggeschnitten. Die Spitzen des Mastenwaldes im Hafen stachen in die Filzdecke hinein. Die Straßen und die Fernsichten auf dem Storm waren mit Milchglasscheiben verstellt.

Kein Blick konnte all dies stumpfe Weiß über eine kurze Entfernung hinaus durchdringen. Keine Brust einen wirklich freien Atemzug tun. Es schien, als suche man mit weniger Luft auszukommen als sonst, damit von diesem dicken, förmlich körnigen Nebel nicht zu viel bis in die Lungen hinunterkäme.

Als Doktor Mallinger bei Tante Hanna zum Gratulieren antrat, sagte sie, daß sie schelten würde, wenn sie sich nicht dabei beruhige: er käme nur von nebenan und habe hoffentlich sein Taschentuch vor den Mund gehalten.

Mit vielem Dank nahm sie den Maiblumenstrauß und zeigte sich begeistert über ein silbernes altes Rokokodöschen für Nadeln oder Schmuck, das Hartwig ihr brachte.

Margritt, die als Verwalterin des Geburtstagstisches wirkte, ordnete die Blumen und die Gabe dem Aufbau ein, während Tante Hanna die Erlebnisse des Tages bis hierher erzählte. Da es erst gegen zwölf Uhr war, konnten es noch nicht viele sein. Onkel Geo war dagewesen — er kam immer zu früh und wenn man gerade beim Frisieren war. Tante Minna hatte ein Tuch gehäkelt — sie, Hanna, trüge nie solche Tücher und wisse recht gut, Form und Farbe des Tuches solle eine zarte

Hindeutung auf ihr Alter sein. Oskar und Emilia würden wohl wieder diesen Tag vergessen. Sie wären groß darin, alles zu vergessen, was von ihr als angenehm empfunden werden könne. Aber das war ja alles egal.

Schade nur, unaussprechlich schade, daß Mark nicht habe kommen können und auch heute abend nicht hier sein werde.

Hartwig kam es vor, als sähe die teure Frau gedrückt aus. Als stehe noch deutlicher wie sonst ein Zug von Leid um ihren Mund. Er fragte nach.

„Ja," sagte sie mit ergebenem Lächeln, „darein muß man sich eben finden. Männer mit weitverzweigten und wichtigen Geschäften haben selten Zeit für die Familie."

Das Dienstmädchen kam herein, es trug einen sehr prunkvollen Rosenstrauß und eine Depesche. Tante Hanna sah eilig nach der Karte am Strauß.

„Von Oskar und Emilia," sagte sie befriedigt, fügte aber gleich eifrig hinzu: „Das verdank' ich nur euch: es fällt von Mark zurzeit ein bißchen Glanz auf mich und macht mich für Gräfenhains beachtenswerter."

„Aber Tante ..."

Die Depesche war von Wallrode. Das Fräulein reichte sie zum Lesen herum. Er wünschte allen Lebensbildern seiner hochverehrten Gönnerin nur lichte Farben und sprach seine Freude aus, heute abend mit ihr und den lieben Ihren fröhlich zusammen sein zu dürfen.

Diese Depesche war natürlich der Anlaß für Tante Hanna, den Absender in allen Superlativen zu preisen.

Jetzt kam die junge zierliche Lulu Engelbert mit einem sehr unternehmenden Hut auf dem Wuschelkopf, wodurch ihre Backenknochen noch gröber und ihr Stumpfnäschen noch kecker aussahen. Eine junge Frau, Tochter einer Freundin Hannas, kam und brachte gleich ihre beiden Kinder mit, die vor großen Stücken Torte festgesetzt wurden. Aus dem zweiten Stock erschien Fräulein Puttfarken mit den raschen, wichtigen, drehenden Bewegungen der Buck-

ligen. In all das frauenzimmerliche Küssen, Lachen, Bewundern hinein trat der Hausarzt, zugleich ein Jugendfreund und einstiger Tänzer Hannas und mit ihr auf dreistem Neckfuß stehend. Er spielte sich als Weiberfeind auf und mochte doch nichts lieber haben, als wenn nette Damen ihm recht um den Bart gingen, und fühlte sich auch jetzt als Baßsolo im Chor der hellen weiblichen Lach- und Plauderstimmen ausnehmend wohl.

Hartwig blieb ganz Nebenperson. Er stand am Geschenktisch und wartete die Gelegenheit ab, mit der jungen Frau ein paar Worte noch zu wechseln, ehe er ging. Endlich konnte er anbringen, was ihn beschäftigte.

„Wodurch ist Ihr Mann heut abend verhindert? Oder darf ich nicht fragen?"

„Warum nicht fragen? Mark ist in eiligen Geschäften wieder nach Berlin. Er konnte nicht einmal herkommen, uns Adieu zu sagen, schickte nur Blumen und Glückwunsch. Er habe eine Depesche bekommen, sagte er uns am Telephon, und werde nur bei äußerster Eile noch den Zug erreichen. Das geht ja so bei Geschäftsleuten. Aber wegen Tante Hanna tat es mir gerade heute leid. Sie hat solche rührende Freude daran, an ihrem Geburtstag der Mittelpunkt zu sein."

‚Nach Berlin?' dachte Hartwig, ‚von dort kam er doch erst vor drei Tagen. . . . Aber warum nicht? Wenn wichtige Geschäftsabschlüsse in der Schwebe sind . . . es ist ja keine Entfernung.'

Er verabschiedete sich. Und dabei wurde Doktor Voß erst recht auf seine Anwesenheit aufmerksam, hielt ihn noch fest, indem er ihm schnell einen Vortrag über die Verwandtschaft des Londoner Nebels mit dem Hamburger Nebel hielt, und entließ ihn dann heiter und weise mit der Mahnung, sich für Nebeltage an die Freuden des häuslichen Lebens zu halten und hiervon höchstens zugunsten seiner Nachbarin und Gönnerin Hanna Engelbert abzugehen. Es dauerte ziemlich lange, bis er mit diesem allem

zu Ende kam, denn Doktor Voß wurde immer breit, besonders wenn ein halbdutzend Damen an seinem Munde hing und auf die humoristische Schlußwendung wartete, ihr schon auf Kredit entgegenlächelnd.

Hartwig folgte dem Rat aber nicht. Er ging geradeswegs nach dem Hotel, wo Mark Alveston wohnte. Er fragte den Portier: „Ich möchte Herrn Alveston sprechen. Oder ist er schon nach Berlin abgereist?"

Er dachte gar nicht darüber nach, wie sich seine Lage gestalten würde und welche Ausreden er erfinden solle, wenn jetzt eben Alveston die Treppe herabkäme oder aus dem Lesezimmer träte.

Er folgte nur seinem instinktiven Gefühl. Und das sagte ihm mit merkwürdiger Bestimmtheit, es sei nicht wahr, daß Alveston so früh und so eilig nach Berlin habe müssen.

Er war ja von einem vollkommenen Mißtrauen gegen Alveston besessen. Auch die harmlosesten Handlungen dieses Mannes umkreisten seine Gedanken sofort mit vielen Fragen nach ihrem geheimen Sinn, ihrer wahren Bedeutung.

„Herr Alveston?" sagte der Portier in jenem Ton, der ein Verhör am eignen Gedächtnis ist, „Herr Alveston ist schon ausgegangen." Er warf einen sehr eiligen Blick auf die Tafel, auf deren schwarzem Grund allerlei nur für ihn sprechende Zahlen mit weißer Kreide groß angeschrieben standen. „Herr Alveston reisen sechs Uhr achtzehn nachmittag."

Und er machte, in der mimischen Gewohnheit seines Berufs, sein allerabgehetztestes Portiergesicht und sah schon angelegentlichst nach dem Hauseingang, wo gerade ein Koffer auf einer Dienstmannsschulter und ein dicker Mann mit einem winzigen Reisemützchen erschienen.

‚Ich habe es gewußt — ich habe es gefühlt,' dachte Hartwig fast triumphierend.

Er stand ganz lange draußen auf der Kante des Bürgersteigs. Im dumpfen Nebelweiß rollte und ging das Leben

der Straße an ihm vorbei, einem Bruchstück gleich; man sah nicht, woher es kam, wohin es ging. Nur ein kurzes Stück zwischen den Milchglasscheiben vor den Straßenfernen war übersehbar.

Er fühlte: er war ohnmächtig. Es wäre vergebliche Tollheit gewesen, in dieser Riesenstadt, die sich in hundert undurchdringliche Chiffonschleier gewickelt hatte, einen Menschen zu suchen.

Er dachte einen Augenblick daran, in die Kirchenallee zu gehen und ebenso dreist, wie er im Hotel nach Alveston gefragt hatte, im Hause, wo diese Estelle Bosson wohnte, sich zu erkundigen, ob die Sängerin noch in Hamburg sei. Daß sie seit dem ersten Oktober nicht mehr auftrat, wußte er.

Er verbot sich diesen Gang, schritt den Glockengießerwall hinab, um zu seiner Wohnung zu kommen, und ging dann doch plötzlich hinüber nach der jenseits des Hauptbahnhofs gelegenen Kirchenallee. In dem Hause, wo die Sängerin wohnte, befand sich unten ein kleiner Blumenladen. Hartwig dachte: ‚Dort wird man es wissen . . .‘ Er trat ein, kaufte ein paar Veilchensträußchen und fragte, ob Fräulein Estelle Bosson Hamburg schon verlassen habe. „Nein, noch nicht,“ sagte die ältliche Frau, die ihn bediente. Und ein junges Mädchen, das hinterm Ladentisch mit raschen Bewegungen an einem Grabkranz flocht, setzte, offenbar voll Interesse an der Sängerin und ihrem Leben, hinzu: „Fräulein Bosson ist nach Petersburg engagiert, sie reist, glaub' ich, morgen oder schon heut.“ Sie fragte auch, ob die Veilchen hinaufgeschickt werden sollten. Und lächelte . . .

„Danke,“ murmelte Hartwig, „danke . . . nein.“

Er kehrte in seine Wohnung zurück. Ihn fror. Das Herumstehen im Nebel, die große, spannende Aufregung, die ihn erfaßt hatte, nahm seine Nerven mit. Auch war ihm, als steche die dicke, feuchte Luft förmlich bis in seine Lungen hinein.

Er legte sich auf seine Chaiselongue und deckte sich mit seinem Guanakofell zu.

‚Sechs Uhr achtzehn,‘ dachte er. Immerfort diese eine Zahl. Sie brannte in seinem Bewußtsein. Machte seinen Geist zu jeder ablenkenden Beschäftigung unfähig.

Eine bestimmte Idee nahm von ihm Besitz.

Er dachte: ‚Sechs Uhr achtzehn wird Alveston mit dieser Person zusammen nach Berlin fahren.‘ Er nahm sich vor: ich werde am Wagen sein und ihn ersuchen hier zu bleiben ...

Dieser Vorsatz erquickte ihn fast. Sättigte seinen Haß.

Er überdachte auch alle Gründe seines tödlichen Hasses. Das ist ein unerhörtes Genießen für den Hassenden ...

Ja, er haßte ihn, weil er Margritts Mann war. Er haßte ihn, weil er von ihm ausgelacht worden war.

Weil er die holde Frau verriet. Weil auf seiner harten, kalten Stirn das Wort zu funkeln schien: Mir geht nichts über Mich. Weil er alles das verneinte, was ihm, Hartwig, heilig war ...

Und mit der Kraft seines Hasses hatte er es sich als sein Lebensziel erkoren, die geliebte Frau von dem Mann zu befreien, der ihrer nicht würdig sein konnte.

Aber der Haß ist unlogisch wie die Liebe. Hartwig wollte, daß Margritt frei von ihrem Gatten werden möge, innerlich und äußerlich. Er wollte aber nicht, daß Alveston seinerseits sich diese Freiheit nähme.

Er wurde sich des Widerspruchs gar nicht bewußt. Er dachte nur immer an den Augenblick, der heute nachmittag kommen mußte ...

Die Stunden bis dahin dehnten sich. Der Tag draußen blieb undurchdringlich dick und weiß.

Bei Tisch, wo er sonst mit den neun andern Pensionären der Frau Schustermann erholend alltägliche Gespräche führte und mit unerschöpflicher Geduld falsches Deutsch verbesserte und über Hamburg und über Deutschland so viel Antworten gab, als den jungen Ausländern und Ausländerinnen nur zu erfragen beliebte — bei Tisch hielt er es nicht aus. Er sagte, daß er sich nicht wohl fühle und sich ruhig zu halten denke. Frau Schustermann kam mit

der Fürsorge, die als ungeschriebener Paragraph in ihren Pensionsmuttergesetzen stand, und bot allerlei an: Tee und Pulver und Umschläge. Und weil Hartwig alles ablehnte, zog sie wenigstens die Tischdecke gerade und nestelte ein bißchen an den Gardinen herum, wie um Hausfraueneifer zu markieren. Dann blieb er allein.

Früh ward der weiße Brodem draußen vom Grau der Dämmerung durchwirkt. Als phantastische glanzlose Silberflecke schwebten hoch an ihren Eisenträgern die großen Glasbomben der elektrischen Beleuchtung. Alle Lichter um den Bahnhof herum und auf der Straße waren von weißen Schleiern umhüllt und hatten die Gestalt von kleinen Monden.

Der Nebel legte auch dem Lärm der Straße seine bleichen Geisterhände auf den Mund und dämpfte seine Kraft.

Sehr früh, viel zu früh, ging Hartwig treppab. Es war ihm angenehm, daß niemand ihn fortgehen sah.

Er hatte sich in seinen Lodenmantel gewickelt und die Kapuze über den Kopf gezogen, als sei er auf See und müsse sich gegen Wind und Wasserspritzer schützen.

Der stechende Nebel, gesättigt von den tausend Atomen des Großstadtlebens, war sein Feind. Das wußte er. Er suchte ihn abzuwehren, die böse Luft zu filtrieren, indem er sie nur hinter dem Stoff der Kapuze einatmete, die er vor dem Munde noch zusammenhielt.

Er betrat die große Empfangshalle. Vom taghellen Licht durchflutet, von Menschen sehr belebt, war sie ein freundlicher Aufenthalt. Links, in der Reihe von allerlei Auslagen, gab eine Blumenhandlung eine farbenfreudige, poesievolle Note, aus der so allerlei von Wiedersehensfreude und Abschiedswehmut klang.

Rechts standen, quer zum Raum, zwischen den Eingängen zu den in die Bahnsteighalle hinabführenden Treppen, die Fahrpläne. Sie waren auf monumentale Holzwände gemalt und geklebt und gaben gewissermaßen Kulissen oder Versatzstücke ab.

Hartwig dachte, daß er sich vor einem solchen Fahrplan aufstellen und dabei den Eingang zum Berliner Bahnsteig im Auge behalten könne.

Er hielt es aber nur kurze Zeit aus. Die ihm so wohlbekannte, hohe, schlanke, vornehme Gestalt mit den stolz-nachlässigen Bewegungen tauchte nicht auf. Zehnmal glaubte er den braungrauen, diskret karierten Paletot zu erkennen, der durch seine hängende und unten sehr weite Form dennoch auffallend war.

Die Möglichkeit, daß der Gehaßte auf allerlei andern Wegen den Berliner Bahnsteig erreichen, vielleicht mit Absicht einen andern Eingang und die Verbindungsgalerien oben in der Geleisehalle benutzen könne, ward ihm mit einem Schreck bewußt.

Er beschloß, eine Bahnsteigkarte zu lösen und einige Minuten vor Abgang des Zuges hinunterzugehen und ganz einfach in jeden Abteil zu sehen.

Es war aber noch sehr früh, noch ein Viertel vor sechs. Von Ungeduld verzehrt, ging er auf und ab. Dabei wurde ihm warm. Plötzlich ward ihm bewußt: ich habe ja noch immer die Kapuze um. Unnötige Vorsicht hier drinnen. Er hob schon die Hände empor, um sie zu lüften. Sie lag so schwer auf der Mütze, die er darunter trug.

Gerade da betrat Alveston die Halle.

Hartwig sah ihn gleich und dachte: ‚Er hat einen dunkeln Paletot an . . .‘

Dann wunderte er sich über diese nebensächliche Beobachtung. Seltsam, gerade wenn man sehr aufgeregt ist, sieht man die gleichgültigsten Dinge und behält sie für immer, im Zusammenhang eben mit der Aufregung.

Er vergaß, daß er seine Kapuze hatte abheben wollen, daß sie ihm lästig, hier drinnen zu warm war.

Die Hände sanken ihm herab.

Er hatte das Fieber eines Jägers. Er atmete kaum. Die ganze unruhevolle Umwelt war nicht mehr vorhanden.

Er war ganz allein auf der Welt mit diesem Mann, den er nach ein paar Minuten zu stellen dachte — tödlich zu beschämen hoffte . . .

Er ließ keinen Blick von ihm . . .

Alveston ging zunächst nach rechts, um sich an den dort befindlichen Schaltern eine Fahrkarte zu lösen, während der Hausdiener des Hotels, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, mit dem Koffer auf der Schulter und der Handtasche in der hängenden Rechten, sich an die Schranke begab, die den Raum für Gepäckannahme umfaßt.

Hartwig stellte sich an eben dieser Schranke mit zitternden Knieen auf.

Er starrte den Koffer an; es war einer jener sehr auffallend gezeichneten, mäßig großen Überseekoffer. Weiße und rote Ölfarbenstriche kreuzten sich in schrägen Linien je einmal auf jeder Seite. Und quer dadurch marschierten oben auf dem Deckel das Dutzend schwarze Buchstaben des Namens Mark Alveston. Außerdem war der Koffer reichlich mit Hoteladressen beklebt.

Hartwig hörte, wie der Gepäckträger, der den Koffer auf die mit Eisenblech gedeckte Gepäckbank zog, mit dem Hoteldiener ein paar spaßhafte Worte über den „weitgereisten" Koffer wechselte.

„De is wiet in de Welt 'rumkamen."

„Je, de is so bunt an 'n Landkort."

‚Hier,' dachte Hartwig, ‚hier muß ich es hören, ob er wirklich nach Berlin fährt — nur nach Berlin.'

Und die abscheuliche Frau, mit der Alveston nach Hartwigs fixer Idee abreisen wollte, mußte doch auch Gepäck haben, mußte also auch hierher kommen . . .

Er drückte sich fest an die Wand neben dem Schalter, wo bezahlt wird . . . mit dem Rücken gegen die Personen, die dort einander ablösten.

Brausende Geräusche erfüllten seinen Kopf, so rasch ging sein Puls. Die ganze Welt schien sich in Lärm und kreisende Bewegungen aufzulösen. Dahinein klangen gleich-

gültige Laute. Kofferträger meldeten von der Wage her mit vollen, gelassenen, fetten Stimmen: Berlin — 27 Kilo, Wittenberge — 31 Kilo . . . und einige Augenblicke nachher kam es dann wie ein verspätetes Echo aus dem Schalter heraus von einer eiligen, spröden Beamtenstimme fragend: „Berlin — 27 Kilo, Wittenberge — 31 Kilo?" und immer weiter so — immer weiter . . .

Und dann hörte er die eine Stimme. Er erinnerte sich plötzlich merkwürdig klar, wie er sich schon auf dem Dampfer nach dem Vollklang dieses schönen Organs erstaunt umgesehen habe . . .

Alveston drückte dem Hausdiener das Trinkgeld in die Hand, nahm ihm die Tasche ab und sagte: „Gehen Sie nur!"

Und dann, offenbar auf eine Frage des Hausdieners hin: „Briefe? Nein, brauchen nicht erst nachgeschickt zu werden."

Das Echo aus dem Schalter fragte: „Berlin — 40 Kilo?"

Und Alveston meldete sich zu diesem Echo, indem er bezahlte. Das alles spürte der abgewandte Beobachter. Er konnte das verfolgen, als sähe er . . .

Und dann wagte er sich umzuwenden. Alveston mußte ja nun, nach Hartwigs Berechnung, entweder zum Bahnsteig hinabgehen oder die Frau, mit der er reisen wollte, hier oben treffen. Aber es schien Hartwig wahrscheinlicher, daß „man" sich erst im Zuge träfe.

Im Umwenden zog er seine Kapuze noch fester über seinen Mund zusammen, denn gerade stieg ein Hustenreiz in ihm auf, den er unterdrücken wollte. Ein Hustenklang ist so persönlich gefärbt wie eine Sprache . . . das konnte ihn verraten . . .

Aber indem er sich umwandte, sah er auch zu seinem Erstaunen, daß Alveston keineswegs die Richtung zum Berliner Bahnsteig einschlug, sondern ein paar Schritte weiterhin einem Gepäckträger die Tasche gab.

Er sprach mit dem Mann, Hartwig verstand nicht was.

Der Mann deutete auf die Nummer an seinem Schilde, und Alveston gab ihm Geld.

Die kleine Szene, für den Beobachter stumm, weil der Laut der Stimmen nicht zu ihm drang, war klar: Alveston gab seine Handtasche zu kurzer Aufbewahrung ab — vielleicht bis zu einem nächsten Zuge?

Und dann verließ er die Halle wieder, durch den gleichen Eingang, durch den er sie betreten hatte — vom Glockengießerwall aus.

Ein Schatten folgte ihm.

Tumultarische Gedanken gingen durch Hartwigs Kopf: „Ich hab' ihm unrecht getan? Geht er nun zu seiner Frau, unverhoffte Muße benutzend, ihr alles zu erklären? Geschäfte können ihn festgehalten haben. Jetzt ist er abreisefertig — fährt aber erst acht Uhr achtzehn, um Margritt und Tante Hanna die unerwartet gewonnenen Stunden zu schenken ...“

Draußen auf der Bordschwelle des Bürgersteigs stand Alveston ein paar Sekunden still ...

Fast hinter ihm noch ein andrer ...

Und dann ging Alveston den Glockengießerwall hinab; die Anlagen, die die Kunsthalle umgaben, traten an den Bürgersteig. Alveston schlug den ersten Weg ein, der zwischen kahlen Gebüschen und mit welken Blättern überworfenen Rasen zur erhöht liegenden Kunsthalle führte.

Vollkommene Stille, vom Nebel gefüllt, umhüllte den Bau. Im Dunkeln lag er, fast einem riesigen Mausoleum gleich, von der merkwürdig geheimnisvollen Stimmung umwittert, die in der Nacht von unbewohnten Gebäuden hinauswirkt.

Alveston ging an der Rückseite hin ... leise hallte sein Schritt aus dem Boden wieder ... nun schwieg der Ton ...

Der andre Mann, der ihm folgte, so nah, als es irgend möglich war, so nah, daß im bleichen Nebel die Gestalt immer erkennbar, wenn auch ein wenig überschleiert vor ihm blieb — der erschrak.

Eine fast verzweifelte Furcht kam ihm, jetzt, hier, in dieser dem brausenden Verkehr so naheliegenden Stille und Einsamkeit den Feind aus den Augen zu verlieren. Es war so leicht gewesen in dem Menschengewühl der Straße, ihm auf den Hacken zu bleiben. ... Hier konnte ein Schritt vorwärts den Verfolger verraten ...

Mit allen Nerven horchend stand Hartwig, sich an den Stamm einer alten Ulme lehnend, in ein Gebüsch hineingedrückt.

Nun klang der Schritt wieder — kam zurück — kam nah an Hartwig vorbei.

Er raffte sich auf und folgte wieder der Gestalt, die Alveston sein mußte. Mußte! Denn das Nebelschweigen um den feierlichen Bau war doch von niemand gestört worden. ... Passanten kamen hier nicht vorbei ...

Diese Gestalt ging nun den ganz schmalen Treppenweg hinab, der aus den Anlagen zwischen Gebüschwänden auf die Straße führte.

Nein, das war doch nicht Alveston?

‚Ich habe ihn verloren,' dachte Hartwig entsetzt. Und blieb dennoch dem vor ihm Schreitenden fast auf den Hacken.

‚Er ist es nicht. Er ist es doch ...' dachte er verwirrt. Und der Gaumen wurde ihm trocken vor Aufregung. Er fühlte: ‚ich träume — ich phantasiere — dieser Mensch da vor mir hat ja weiße Haare, man sieht sie deutlich zwischen dem hochgeklappten Paletotkragen und der großen Schirmmütze, die auf seinem Kopfe sitzt — aber es ist doch Alveston ... er ist mir ja nicht vor meinen Augen in die Erde versunken ... er ist es, ganz gewiß. ... Er!'

Immerfort war er hinter ihm her. Er ging scheinbar auf den nächsten Wagenstand zu. ... Im Nebel, der die Welt ausfüllte und jede Handvoll Menschen, soweit sie einander sahen, auf eine kleine Insel zusammengesperrt zu haben schien — im Nebel, der Milchglaswände um sie aufstellte, war es, als sei er ganz allein auf diesem Streckchen

Straße mit dem hohen, schlanken, jugendlichen Mann, der weiße Haare unter einer plumpen Mütze trug . . .

Nun tauchten im Nebel die Wagen auf, die sich hintereinander am Bürgersteig hinzogen, im trübseligen Aufmarsch. Vom feuchten Dunst verklammt standen die Pferde mit hängenden Köpfen. Auf dem Bock hatten sich die Kutscher klein und dick gemacht in ihren Mänteln. Das aufgeschlagene Halbdeck der Wagen schien von Lackleder, so naß war es.

Der Mann, der Alveston war oder nicht war — nicht sein konnte und doch sein mußte —, dieser unheimliche Mann setzte seinen Fuß auf den Tritt des ersten Wagens und sagte dem Kutscher ein Wort.

Hartwig hörte es nicht, so unmittelbar hinter diesem er nun auch den zweiten Wagen bestieg.

Und im Augenblick, wo der erste Wagen sich in Bewegung setzte, sagte Hartwig rasch, heiser zu seinem Kutscher: „Ich gebe Ihnen zwanzig Mark. Fahren Sie hinter Ihrem Kollegen da her. Verlieren Sie ihn unter keinen Umständen aus den Augen. Halten Sie, wenn er hält."

Die beiden Wagen fuhren hintereinander her in den dichten weißen Brodem hinein. Durch ihn nicht getrennt, sondern verbunden. Denn fast unbeirrt von dem unruhevollen Straßenleben und von jedem Blick in Straßenfernen, konnte der Kutscher des zweiten Wagens eigentlich nur einen Gegenstand ganz klar im Auge haben: den Wagen, der vor ihm einherrollte.

Und in diesem Wagen saß Hartwig und horchte fast stumpf vor Spannung auf das starke Klopfen seines Herzens und auf den gleichmäßigen hohlen Klang der klappernden Pferdehufe, als könne ihm das monotone Geräusch des Trabens verraten, zu welchem Ziel denn diese Fahrt gehe.

* * *

Etwa zwei Stunden später betrat Wallrode die Pension Schustermann. Er war in der allerbesten Laune. Von Humor und Zuversicht ganz und gar erfüllt. Er hatte schon gestern ein Briefchen an Hartwig geschrieben:

„Ich komme bei Dir vor und hole Dich ab; warte also auf mich. Dies nicht etwa, damit Du meiner Schüchternheit Halt verleihest und damit ich unter Deinem Schutz auf Fräulein Hannas Geburtstagsfete erscheinen kann. Sondern weil es der einzige Augenblick ist, den ich finde, um Dir Deine Abrechnung zu bringen. Seit dem Ersten war ich damit im Rückstande. Als der rührende Idealist, der Du bist, ist es Dir gar nicht eingefallen, mich darüber zur Rede zu stellen oder mit der Furcht zu liebäugeln, daß ich mit Deinem Vermögen durchgebrannt sei. (Stell Dir doch nur vor, was in einem solchen Fall mein Steckbrief für eine Lektüre geboten hätte! Nase gewöhnlich, Gesicht gewöhnlich, Gestalt gewöhnlich — und eine gewisse junge Dame hätte gesagt: ‚Na — ja . . . ganz und gar gewöhnlich . . .‘)

Also Deiner Ruhe zur Beruhigung: es ist natürlich alles in Ordnung, und ich bringe Dir die Bankquittung mit. Ich hatte so rasend viel zu tun. Wieder mal. Fluch der Arbeit. Heil der Arbeit. Ihre Wirkung ist paradox: sie hindert mich, mich recht dem schwierigen Vorspiel der Bewerbung hinzugeben, und setzt mich doch gerade in den Stand, mich zu bewerben. — Gestern habe ich einen Prozeß bekommen — einen Prozeß, sag' ich Dir! Meine Söhne werden von seinem Ertrag studieren, dienen, freien. Söhne? Enkel! Denn es ist ein Prozeß, der Generationen überdauern kann: es geht um das Besitzrecht an ein Gut; eine sehr ausdeutbare Urkunde aus dem vorvorigen Jahrhundert wird von den beiden Ansprucherhebenden je zu ihren Gunsten ausgelegt.

Wie umsichtig, daß die eine Partei sich einen jungen Anwalt von bester Gesundheit nahm, der mit dem Prozeß alt zu werden hofft!

Segen auch über den unklaren Kopf, der im zopfigsten Juristenlatein jene Urkunde verfaßte ...

Ob wohl eine gewisse junge Dame sich von diesem Prozeß, den mir alle Kollegen beneiden — denke! zum erstenmal im Beruf so recht beneidet zu werden! welches Vergnügen —, also: ob wohl eine gewisse junge Dame sich ein wenig über den Prozeß freut? Mit dieser Frage, die selbst Dein psychologischer Scharfsinn nicht wird beantworten können und auch gar nicht beantworten soll, schließe ich!

Dein Max."

Die Pension Schustermann hatte in dem schmalen Haus das erste und zweite Stockwerk inne. Als Wallrode, zwischen den Lippen lautlos vor sich hin pfeifend, voll Munterkeit die Treppe emporgestiegen war, fand er die Pensionsinhaberin auf dem Flur. Sie trug in erhobener Hand eine brennende Lampe und ein weißes faltenreiches Tuch über dem Arm. So wandelte sie dahin, einer klugen Jungfrau nicht unähnlich, mit ihrem von Gewohnheitsgüte und pflichtgemäßer Prüderie geprägten Gesicht. Sie blieb auch gleich, von liebevoller Freude wie verklärt, stehen und sagte: „Guten Abend, Herr Rechtsanwalt. Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie Ihren unpäßlichen Freund besuchen."

„Unpäßlich?" sagte Wallrode, „krank? Wieso denn? Er hat heut morgen im besten Befinden mit mir telephoniert. Sich sogar erboten, für mich eine alte Tasse zu kaufen, die ich Fräulein Engelbert schenken soll. Aber ich dachte: ‚oho! selbst ist der Mann' und ging, von Tisch kommend, irgendwo hinein und kaufte selbst eine. Verehrte Frau Schustermann, wenn Sie mal ‚oho' denken, seien Sie immer mißtrauisch gegen sich, denn ‚oho' ist ein größenwahnsinniger Gedanke. Ich glaub', ich bin gräßlich angeschmiert worden. Zu so was muß man Verstand und Zeit haben."

Frau Schustermann lächelte erst, wie es sich gehörte,

und ganz ohne Übergang bekam ihr Gesicht dann einen sehr mitleidsvollen Ausdruck. Sie sagte, daß Doktor Mallinger aber doch unpäßlich sei. Er habe den Mittagstisch vor abgegessenem Menü verlassen — dergleichen beeindruckte sie immer als ein sehr ernstes Symptom — und nachher sich totale Ruhe ausgebeten. Später habe sie noch einmal geklopft, um den afternoon tea zu bringen — Frau Schustermann sagte immer „afternoon tea" —, allein, da keine Antwort gekommen sei, habe sie gedacht, daß Doktor Mallinger schlafe und daß es besser sei, zu warten, bis er klingle. Er habe aber gar nicht geklingelt.

„Woll'n mal sehen," meinte Wallrode, keineswegs beunruhigt. Er kannte ja seinen Freund. Der konnte sich ebensogut in einer Gemütsbewegung in die Stille verkrochen haben als aus körperlichen Gründen.

Er klopfte stark an Hartwigs Tür. Er glaubte irgendeinen unbestimmbaren Ton zu hören. Das nahm er für „Herein" und öffnete die Tür.

Im Zimmer war es nur so weit hell, als von der Straße herauf der durch den starken Nebel gedämpfte Schein kam, und der gab eine mystische Beleuchtung. Die weiße dicke Luft draußen hinter den Fensterscheiben erweckte die Täuschung, als seien diese befroren.

Wallrode sah aber doch gleich, daß auf dem Bette ein Mensch lag.

Er drehte das Licht auf.

„Was ist dies? Frau Schustermann gibt ungünstige Bulletins über dein Befinden aus, und du liegst in Kleidern auf dem Bett ... was seh' ich — mit deinem Lodenmantel ...?"

Hartwig, der beim Aufglanz des Lichtes die Augen geschlossen hatte, wandte den Kopf ab. Er legte ihn in den Kissen herum, der Wand zu, wie ein Schwerkranker, der nichts sehen und hören will.

Nun war Wallrode ganz und gar von plötzlicher Sorge erfüllt.

Er beugte sich über den Freund und griff nach dessen schlaffliegender Hand. Sie war kalt und schwer.

Er betastete den Körper des Liegenden. Wie feucht die Kleider! Der Mantel vor allem! Als käme er eben erst aus dieser Luft, die einem in alle Poren drang wie ein Dampfbad, nur schneidend und kalt ...

„Sag doch ... was fehlt dir? ... Mensch ... Hartwig ... alter Junge ..." Er drückte ihm die eiskalte Rechte mit seinen beiden warmen festen Händen.

Hartwig bewegte die Linke. Es schien, als wolle er auf seine Brust zeigen.

„Aber doch mal erst aus diesem nassen Mantel — überhaupt aus den Kleidern 'raus ... was hast du denn gemacht, daß du so feuchtes Zeug an dir hast ... bist ausgewesen?"

Hartwig schien sich zu besinnen.

„Feucht?" fragte er nach. Und setzte dann mühsam hinzu: „Hab' das Fenster offen gehabt — ja, das Fenster ..."

„Na, verrückter konntest du ja nicht handeln," schalt Wallrode und fing nun an, Hartwig, als sei der ein unmündiges Kind, einfach auszukleiden. Es war recht mühsam, ihn unter die Decken zu bringen, denn schlaff und schwer war der Körper, das Herumhantieren mit ihm ging nicht leicht vonstatten. Mit sorgendem Mitleid hörte er dabei auf den mühsamen Atem. Wenn der arme Kerl sich bei dem Nebel eine Lungenentzündung weggeholt hätte ...

Wallrode fing an, ein bißchen vor sich hin zu summen ...

„So," sagte er nach einigen Minuten, „nachdem ich nun als Kinderfrau gewirkt habe, werde ich dir Voß 'rantelephonieren ..."

Er ging hinaus und hatte unter der Lampe im Flur ein längeres Gespräch mit Frau Schustermann über die Notwendigkeit, Doktor Voß heranzutelephonieren, und über die Maßnahmen, die zu ergreifen seien, wenn etwa Hartwig ernstlich erkranke.

Da erlosch alle liebevolle Weiblichkeit, die in Frau Schustermanns Gesicht stand wie die Firma über einem Geschäftslokal. In höchster Erregung sagte sie gleich, daß ihre Pension Schaden leide, wenn ein Schwerkranker ... und daß dann doch das Krankenhaus ...

„Schön,“ sagte Wallrode, „selbstverständlich. Auch wenn ein Transport ihm Gift wäre. Inzwischen unter uns: er kann gut bezahlen, er hat mehr Geld, als man so denkt.“

„Gott — Herr Rechtsanwalt!“ wehrte Frau Schustermann sich, denn ihr war, als sage und meine er etwas sehr Kränkendes.

Aber mit einem ganz trockenen Ton beruhigte er sie: „Das ist ja ganz legitim, was Sie so fühlen.“

„Nicht wahr?“ sagte sie befriedigt aufseufzend, „man ist sich doch selbst der Nächste.“

„Ist man — ist man ...“ gab er zu.

Dann stand er wieder vor Hartwigs Bett.

„Hör mal, du ... nun kommt gleich Voß, und so lange wird das Stubenmädchen hier sitzen ... ich muß doch erst mal bei Fräulein Hanna für dich absagen. ... Und ich selbst bleib' auch nicht lange dort ... bloß ein Stündchen, dann komm' ich zurück, hör', was Voß gesagt hat, und wenn du willst, bleib' ich die Nacht da auf der Chaiselongue und schlaf' dir was vor.“

Er neigte sich tief über den Schweigsamen, hielt seine Hand wieder fest.

„Nimm mir das eine Stündchen nicht als Egoismus auf,“ bat er weich und halblaut, „ich kann dir im Moment nichts nutzen, scheint mir ... und ... na — du weißt ja ... sieh mal: gerade heut hab' ich das Herz voll Sonne. ... Und ich denke, wenn ich den imposanten Prozeß so vor ‚ihr‘ funkeln lasse, kriegt sie Hochachtung und guckt mich näher an ... und ich kann mit einem Male die ewige Ungewißheit nicht mehr ertragen. ... An Tante Hannas Festtafel könnten sich heut

noch wichtige Dinge entscheiden ... also — was? ich komm' nachher wieder ..."

Ihm deuchte, als antworte Hartwig mit ganz leisem Druck der Hand.

Er stand zweifelnd. Die vollkommene und, wie es schien, kraftlose Stille, in die der Freund versunken war, gab ihm doch zu denken, und er fragte sich: ‚Kann ich ihn überhaupt verlassen?'

Vielleicht erriet Hartwig dies Zögern und Zweifeln ...

„Geh nur — bitte — geh —" sagte er, ohne die Augen zu öffnen.

So dringlich klang dies „Geh", beinahe heiß. Wallrode deutete das auf seine Weise aus. Hartwig sehnte sich vielleicht danach, daß die Frauen von ihm erfahren sollten ... hoffte vielleicht, die eifrige Freundschaft des alten Fräuleins solle sie hierherführen — wünschte, daß Frau Margritt voll Teilnahme an ihn denke ... sie war ja doch sein Leben ...

„Also ich gehe erst einmal. Und komme unter allen Umständen nachher wieder ..."

Er betonte das stark. Was er dachte, klang heraus: ‚auch wenn ich mich heute noch mit der Lieben, Einen verlobe ...'

„Unter allen Umständen ..." sagte Hartwig mit schwerem Atem.

Und dann noch einmal, laut und sonderbar sprach er es vor sich hin: „Unter allen Umständen ..."

„Verlaß dich drauf," gelobte Wallrode, schon an der Tür.

Eine Minute später ging er die Treppe im Hause nebenan hinauf.

Beinahe außer Atem vor Eile kam er oben an, und im Augenblick, als er auf die Tür zuging, hinter der er schon lebhafte Stimmen hörte, öffnete sich diese.

Zu seinem grenzenlosen Erstaunen kamen Fräulein Hanna und Frau Margritt heraus, in Mäntel und Hüten, hastig, verstört.

Wie alle Menschen, die in unerwarteter Situation aufeinander prallen, starrten sie sich einen Herzschlag lang an, und schon sagte das alte Fräulein: „Ach Gott . . . was für ein Schreck. . . .“

„Ja, was ist denn los? Ich komme, für Hartwig abzusagen. Er, scheint's, will krank werden. Und Sie . . . Bin ich denn nicht bei Ihnen eingeladen? . . .“

„Mein Vater ist plötzlich sehr schwer erkrankt,“ sagte Margritt mit zitternder Stimme.

„Ich fass' es nicht. Er ist doch gar nicht apoplektisch,“ rief Fräulein Hanna.

„Darf ich mit hinaus?“ fragte Wallrode rasch.

Er dachte gleich: ‚Sie hat Schreck und Kummer . . . da gehör' ich in ihre Nähe. . . .‘

Sie eilten treppab, durch den Nebel dem nächsten Droschkenstand zu.

Margritt war ganz still. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht zu weinen. Sie dachte immerfort: ‚Lieber Papa — lieber Papa . . .‘ Und dann: ‚Was fehlt ihm? Was kann es sein?‘ Oder: ‚Gott sei Dank, daß ich hier bin . . .‘ Und ganz undeutlich zog durch ihre Seele eine Vorstellung: ‚Wenn einer von den Meinen krank würde, stürbe, und ich wäre fern, fern . . .‘ Ihr war, als säße sie einsam in dem ungeheuern Menschenozean der amerikanischen Stadt und ihr Herz bräche vor Sehnsucht nach der Heimat. . . .

Tante Hanna sprach unaufhörlich.

Sie fanden in der Reihe der wartenden Droschken ein geschlossenes Coupé. Wallrode brachte sich, so gut es ging, auf dem kleinen Klappsitz den Damen gegenüber unter.

Und Tante Hanna sprach immerfort. Wie sie voll Ungeduld auf ihre Gäste gewartet habe; nach dem Streit mit ihrem Bruder, der sie ein paar Wochen voneinander entfremdet gehalten, sah sie voll begreiflicher Erregung dem Moment seines Eintritts entgegen. Um ein Viertel nach sieben Uhr habe er kommen wollen. Er sei ja die Pünktlich-

keit selbst. Noch ein Viertel vor sieben habe sie zu Margritt gesagt: „In diesem Moment verläßt er das Haus." Aber es sei zwanzig Minuten nach geworden, es habe halb acht geschlagen . . . Wenn er eine Elektrische verpaßt habe, würde er doch die nächste habe nehmen müssen.

Wie es so gehe: in der Ungeduld hätten sie förmlich seine Schritte und die Entfernungen nachgerechnet, seien in der Phantasie ihm nachgegangen, hätten sich in Vorstellungen erschöpft, durch was für eine Art von Verhinderung er zurückgehalten sei. Und nach halb acht habe sie immerfort gedacht: ‚Nun findet diese erste Begegnung zwischen uns nach Wochen der Feindschaft vor Mallinger und Wallrode statt,' was ihr nicht störend, aber ihrem Bruder gewiß genierlich gewesen sein würde.

Aber es wurde acht. Und weder ihr Bruder mit Daniela, noch Mallinger noch Wallrode zeigten sich . . .

„Ist er sehr krank?" fragte hier Margritt herzlich dazwischen.

„Ich weiß noch nicht. Er schien sehr matt. Hatte seit Mittag offenbar stillgelegen. Und in unbegreiflicher Torheit, wie es scheint, teilweise bei offenem Fenster."

„Vielleicht aus Atemnot," meinte Tante Hanna. Fuhr dann aber fort, ihre Nervosität zu schildern, die sich bis zur verzehrenden Ungeduld gesteigert habe, als alle ihre Gäste ausblieben.

Wallrode fragte, wo denn Herr Alveston sei. „Nach Berlin, schon heute morgen," sagte Margritt.

Nun, da könne Fräulein Hanna sich also mit Recht als um alle Festfreuden betrogen ansehen. Von fünf Geladenen einer plötzlich abgereist und zwei plötzlich krank.

Sie erzählte weiter.

Sie hätten natürlich die Geduld verloren und mal antelephoniert. Aber vergebens. Keine Antwort — woraus sie dann geschlossen hätten, daß ihr Bruder und Daniela schon fort seien, und das Mädchen natürlich passe nie auf. . . .

Da, mit einem Male, gegen halb neun, habe es scharf und lang geklingelt. . . .

Sie, Hanna, sei gerade auf dem Flur gewesen und förmlich zusammengefahren.

Sie habe auf der Stelle das Gefühl gehabt: das bedeutet Unheil.

Und ihre Hände hätten gezittert, als sie den Hörer aufnahm.

Daniela sei am Telephon gewesen. Mit einer ganz fremden Stimme, kaum verständlich, habe sie gesagt: „Bist du es, Tante Hanna? Kommt sofort — kommt sofort — Papa — Papa —"

„Sie können sich denken, was für einen Schreck ich bekam. Ich fragte, was ist denn mit ihm, sprich doch. Ich hörte, daß sie schluchzte — ich verstand kaum . . . ‚Krank,' sagte sie, ‚sehr krank — kommt doch, kommt . . .' Und dann hörte ich nichts mehr," schloß das alte Fräulein. Sie war außer sich. Anstatt sich durch das lange und breite Aussprechen zu befreien, hatte sie sich nur noch mehr erregt.

Sie fing an vor Nervosität zu weinen.

„Wenn man nur erst weiß, worum es sich handelt, werden Sie ruhiger werden," tröstete Wallrode.

Aber er dachte: ‚Da muß schon was verteufelt Ernstes vorliegen.' Denn er hatte das gute Zutrauen zu Daniela, daß sie in schweren Augenblicken des Lebens sich klar und gefaßt betragen werde, ja, daß sie eigentlich nur solcher noch bedürfe, um aus ihren jugendlichen Unfertigkeiten ganz herauszukommen.

‚Gottlob,' dachte er, ‚daß ich sie sehen werde.' Er konnte vielleicht den Frauen nützen. Und er konnte dem geliebten Mädchen vielleicht zeigen: ‚Du bist nicht verwaist, nicht hilflos; ich gehöre dir, immer — immer . . ."

Er hatte ein Vorgefühl: der alte Mann ist tot. Daß er kein apoplektisches Aussehen gehabt hatte, sagte ja nichts. Das waren veraltete Laienansichten, die nur kurzhalsigen,

dickbäuchigen Menschen zutrauten, sie könnten einen Schlag bekommen.

Sie schwiegen nun. Der Wagen rollte rasch durch das abendliche Straßenleben.

Einmal sagte das alte Fräulein aufseufzend: „Wir sind gleich da,“ und trocknete ihre Tränen.

Noch ein paar Minuten und sie hielten vor dem Hause.

In seiner Nähe auf dem Bürgerstieg im Nebel lungerten wohl ein oder zwei Dutzend Menschen herum. Neben ihnen waren zwei Schutzleute. Auf den Spitzen ihrer Helme und auf ihren Knöpfen blinkten Reflexe der Gaslaterne, unter der sie standen.

Aus der offenen Haustür kam eine wahre Flut von Licht. Alle Zimmer des ganzen Hauses waren erhellt.

Die beiden Frauen bemerkten nichts von der kleinen Menschenansammlung oder sahen darüber hin. Sie empfanden nur diese verschwenderische Helle, die ihnen aus der ganzen Front des Hauses entgegenglänzte, als etwas Drohendes, weil es so ungewöhnlich war. . . .

Sie eilten hinein.

Wallrode bezahlte die Droschke.

Als er auf dem Bürgerstieg stand und das Geld herausnahm, dachte er flüchtig: ‚Was ist hier denn los?‘ Aber er dachte auch zugleich: ‚Schlägerei — ein Betrunkener — Gott weiß was . . .‘

Und folgte den Frauen.

Er betrat gerade das Wohnzimmer, als Daniela ihrer Schwester um den Hals fiel.

Sie weinte nicht. Sie zitterte — war stumm — umklammerte Margritt und schien ganz unfähig, irgendeine Auskunft zu geben.

Das alte Fräulein flehte: „Was ist ihm denn — wie ist es — sprich doch . . .“

Margritt, gefaßt und zärtlich, brachte ihre Schwester in den nächsten Lehnstuhl.

Sie beugte sich über sie und streichelte ihr die Wangen.

„Wir sind ja nun bei dir — fasse dich doch — sprich doch ..."

Sie schien ihre eigene Angst vergessen zu haben, weil sie trösten mußte. ...

Dies konnte Wallrode nicht ansehen. So bleich war das Mädchen, so außer sich, nicht einmal Herrin ihrer Glieder, die flogen wie in Frostschauern ...

Er nahm fest die Hand, als gehöre sie ihm schon.

„Liebe Daniela," sagte er milde und bestimmt, „liebes Kind — Haltung — hier sind wir — sprechen Sie — ist Papa sehr krank?"

Sie sah zu ihm auf, mit dem Blick einer Verfolgten, die plötzlich Rettung sieht. ...

Und dann brach sie in Tränen aus.

Tante Hanna, die erschöpft irgendwo auf einer Stuhlkante saß, weinte mit.

„Ja," sagte Daniela unter heißem Schluchzen, „Papa ist plötzlich sehr krank geworden — sehr ... sehr ..."

„Wir wollen zu ihm," rief das alte Fräulein.

Aber Margritt, mit raschen, entsetzten Gedanken, aus ihrer Frauenempfindung heraus, wußte schon mehr ...

Einen so Schwerkranken verläßt man nicht — nicht eine Minute lang.

„Es ist — keine — Hoffnung," brachte Daniela heraus und hielt die Hand des Mannes fest. Vielleicht ohne es zu wissen. Vielleicht aus dem unklaren Gefühl heraus, daß es der einzige Trost sei, den es noch auf Erden gäbe, sich an dieser Hand zu halten.

„Er ist tot!" sagte Margritt leise.

Das alte Fräulein schrie auf.

„Ja — ja — tot ..." weinte Daniela.

Wallrode war sehr erschüttert. Oder vielmehr seine Liebe war erschüttert in innigstem Mitgefühl für die Geliebte.

Den Mann hatte er wohl geachtet. Aber schließlich

aus Achtung weint man nicht. Warm machte der alte Engelbert das Herz wohl keinem. Nur die, die zu ihm gehörten durch das gleiche Blut, die hingen an ihm. Und sie weinten nun, weinten, wie nur Frauen können, die ahnungslos und unvorbereitet erleben, wie die Faust des Todes in ihrem Familienkreise einen Menschen niederschlägt, mit dem sie ihr eignes Dasein unlösbar verbunden fühlten.

Er ließ sie weinen und streichelte immer sacht und andächtig die liebe Hand.

Das alte Fräulein klagte nicht nur mit Tränen, auch mit allerlei Worten klagte sie vor sich hin.

Sie jammerte dem alten Bruder nach. In ihm verlor sie noch einmal alles: Jugend, Eltern, Hoffnungen, ein ganzes Leben.

Und war die letzten Wochen in Feindschaft von ihm getrennt gewesen, zum allererstenmal in ihrem gemeinsamen Dasein erzürnt mit ihm. . . . Und konnte ihm nun nie mehr — nie die Hand geben und sagen: „Verzeih mir meinen kleinlichen Zorn . . .“ das überwand sich nie — nie . . .

So weinte und sprach sie vor sich hin — in dem halb kindischen und doch herzergreifenden Monolog des ersten Jammers. . . .

„Wir wollen zu ihm,“ sagte Margritt und trocknete sich die Tränen — in jener unbewußten Vorbereitung —, um den heiligsten Schlaf nicht durch Klagen zu stören — —

Tante Hanna stand auf.

„Erzähl doch — sprich doch — wie kam es denn?“ bat sie leidenschaftlich, „wir wollen ihn sehen. . . .“

Auch Daniela erhob sich, etwas mühsam, fast schwankend. Sie hielt sich an dem Mann fest. Sie sah immer nur ihn an — mit einem entsetzten Blick —

„Wir waren — es war — Papa fiel plötzlich um — zwanzig Schritt vom Haus vielleicht —“

„Auf der Straße!“ schrie Tante Hanna auf.

„Auf der Straße,“ wiederholte Margritt sehr schmerzlich.

Das schien alles auf eine ganz merkwürdige Weise zu verschärfen — gab dem jähen Ereignis eine Art von Brutalität — als mähe des Todes Sichel mit milderem Schnitt, wenn er sie im Haus, in seiner Stille und in seinem Frieden ansetze. ...

Sie schwiegen alle — wohl ein paar Sekunden lang, in der ersten Betroffenheit. ...

Daniela sah Wallrode an — beredt, verzweifelt, als wolle sie ihm Geheimnisse anvertrauen, im voraus seinen starken Schutz erbitten. ...

„Liebes Kind,“ sagte er tröstend, und in allem Mitleid doch von einem wundervollen Gefühl beglückt, als sei es nun klar: sie gehörten zueinander.

Hart klopfte jemand an die Tür.

Und dann sah Wallrode zu seinem unaussprechlichen Erstaunen einen Mann auf der Schwelle erscheinen, dessen behagliche Erscheinung ihm sehr genau bekannt war, dessen kluges und wohlwollendes Lebemannsgesicht in einem sehr merkwürdigen Kontrast zu seinem Beruf zu stehen schien. ... Er sah den Kriminalkommissar Hübener eintreten. Und sah zugleich auf dem Flur Polizisten. ...

Da schrie Daniela es heraus: „Man hat ihn erschossen. ...“

Und sank halb ohnmächtig zurück in den Stuhl.

Siebentes Kapitel.

Wallrode war es ja von Berufs wegen gewöhnt, seinen eigenen Menschen sozusagen an den Nagel zu hängen wie ein Gewand, das man erst nach getaner Arbeit wieder anziehen darf. Er hatte die vollkommene Fähigkeit, sich ganz und gar auf die Angelegenheit des Augenblicks zu konzentrieren.

Aber an diesem Tage wurde es ihm doch schwer, sich zu sammeln. Er diktierte seinem Stenographen den Schriftsatz für den Prozeß der Lauritzschen Erben gegen pp. Henkel, und wies im Interesse der von ihm vertretenen Intestaterben der seligen Bäckermeisterswitwe Lauritz nach, daß ein den pp. Henkel bevorzugendes Kodizill nur auf dem Wege der Erbschleicherei zustandegekommen und daß die zur Zärtlichkeit geneigte Madame Lauritz nicht mehr ganz klaren Sinnes gewesen sei, als sie dies Kodizill verfaßte. Zu andern Zeiten machte ihm so etwas Spaß. Sein Humor wurde immer genährt und unterhalten durch all diese Einblicke in die grotesken Sprünge menschlicher Schwächen. Heute geschah es ein paarmal, daß er stockte und den Weg seiner Worte zurückging, um nachzusehen: war der auch richtig geführt? In einem wahrhaft erstaunlichen Redefluß vermochte er sonst die verwickeltsten Sätze in die Luft zu schreiben, mit einem kritischen Begleitgefühl voll ironischen Vergnügens an dem, was man „Juristendeutsch" nennt.

Immer wieder sah er ein Bild vor sich, das durchaus nicht hierher gehörte in sein nüchternes Bureau.

Er sah das liebe, geliebte Mädchen weinend im Stuhl sitzend. Und fühlte immer wieder, wie sie seine Hand umklammerte. . . .

Wie gut es gewesen war, das zu fühlen. Es löschte alles aus, was an Widerspenstigkeit und Abwehr gegen ihn sonst wohl aus ihrem Wesen heraus gesprüht war.

Ihm kam es so vor, als sei nun alles klar zwischen ihnen. Als bedürfe es kaum noch eines bewerbenden Wortes. Im schweren Ernst der Stunde hatten sie einander wie von selbst gefunden.

Die armen Frauen. Das ließ sich ohne weiteres begreifen, daß der plötzliche Tod ihres Bruders und Vaters ihnen schreckhafter, ja geradezu grauenhaft scheinen mußte, weil er durch einen geheimnisvollen Unfall erfolgt war.

Wallrode stellte seine Betrachtungen an: wirklich, auch der Tod hat tausend Gesichter. Ein bürgerliches, wenn er

seine Auserwählten in den Kissen ihres Bettes sucht; ein erhabenes, wenn er sie auf dem Schlachtfeld niederstreckt, ein furchtbares, wenn er sie auf den Straßen überfällt... und so fort, in unendlichen Verschiedenheiten. Wie abhängig sind wir mit unsern Empfindungen! Tod ist Tod. Und dennoch: er wirkt auf uns je nach der Szene, in der er auftritt. ...

Die unerhörten Aufregungen, die das Ereignis gestern abend nach sich gezogen hatten, gaben ihm, dem einzigen gegenwärtigen Mann, die Frauen gleichsam in die Hand. Er war wie von selbst der Schutz, der Berater, ja der Befehlshaber.

Mark Alveston, der Schwiegersohn des Hauses, war verreist. Es stellte sich heraus, daß Margritt nicht einmal sagen konnte, in welchem Hotel in Berlin ihr Mann abzusteigen pflege. Er wechselte, wohnte einmal da, einmal dort. Er hatte aber am Telephon gesagt, daß er nach achtundvierzig Stunden oder noch rascher, je nach Abwicklung seiner Geschäfte, zurückzukehren denke. Es blieb also nichts andres übrig, als seine Rückkehr abzuwarten, da man ihm nicht zu depeschieren vermochte.

Und bis dahin warf sich eben Wallrode zum Herrn der Situation auf. Er hatte vorgeschlagen, Onkel Geo oder den Konsul Oskar Gräfenhain zu benachrichtigen. Allein es schien wirklich, als hätten die Frauen ein starkes Gefühl von Zutrauen und Nähe zu ihm.

Ja, das tat wohl. ...

Gestern abend war ja nicht viel mehr zu machen gewesen. Der Kriminalkommissar Hübener und seine Leute waren, ebenso wie Wallrode und die Frauen, übereinstimmend der Ansicht, daß der alte Herr Engelbert das Opfer eines Irrtums geworden sei. Eine andre Erklärung des Ereignisses schien ganz unmöglich.

Daniela hatte immer wieder nur erzählen können: sie seien pünktlich ein Viertel vor sieben aus dem Hause, den Deich entlang, zur Straßenbahn gegangen. Niemand

sei sichtbar gewesen. Wie immer um diese Abendzeit, schien der Deich fast unbelebt. Das Arbeitsleben ruhte. In sehr seltenen Zwischenräumen fuhr einmal ein Wagen den Fahrdamm entlang, meist ländliche Fuhrwerke, die nach Moorfleth zurückwollten. Ab und an klang ein Schritt. Oder aus dem kleinen Schifferwirtshaus Stimmen. Oder vom Wasser her kam der kurze, hohle Aufschrei einer Pfeife, und man hörte das Pusten eines kleinen Dampfers und das leise Aufrauschen der Flut.

Geradeso war es auch an diesem Abend gewesen, nur alles noch stiller, weil der dicke weiße Nebel stand und die Laute dämpfte und jeden Menschen, der kam und ging, ganz rasch fortwischte für das Auge.

Da auf einmal kam aus dem Nebel ein Schuß; das heißt, Daniela hatte in der gleichen Sekunde, wo er fiel, kaum gewußt, es sei ein Schuß. Wie ein Peitschenknall sei es gewesen. Und fast zugleich hatte ihr Vater eine sonderbare Bewegung gemacht — wie im Schreck. Und in einem Klang und Atem habe sie gleichzeitig auch ein Rauschen gehört, eine Art Poltern. Als gleite jemand die Deichböschung hinab.

Plötzlich sei es ihr gewesen, als drehe ihr Vater sich oder wolle sich um sich selbst drehen.

Sie könne das Nacheinander oder das Gleichzeitige all dieser Erscheinungen gar nicht recht beschreiben. — Aber ihr armer, lieber Papa sei vornübergestürzt — stumm —

Zuerst habe sie gar nichts begriffen — nur aufgeschrieen. . . . Dann seien Leute gekommen — auch ihr Dienstmädchen sei herangestürzt —, man habe von einem Schuß gesprochen — die Schiffer auf den Oberländerkähnen hatten es gehört — auch einen Schatten im Nebel hatte man am Fuß des Deiches gesehen — das war alles.

Während man den mit ausgebreiteten Armen auf dem Gesicht Liegenden aufhob und ins Haus trug, habe sie eigentlich immer nur gedacht: Voß müsse kommen, retten, Papa sei gewiß nicht tot.

Und in dieser ersten Stunde habe sie sich förmlich dagegen gewehrt, Tante Hanna und Margritt zu rufen — erst als Voß in ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit erschienen sei und bestätigte, was auch schon ein fremder, aus der Nähe gerufener Arzt gesagt habe, daß Papa sofort, aber auch sofort tot gewesen sei, als er hinfiel — erst da konnte sie sich entschließen, Margritt zu rufen.

Die Polizei suchte noch mit ihren elektrischen Lampen die Deichböschung ab und stellte fest, daß in der Tat dort ein Mensch das Gras zertreten und zerlegen habe und am Deich herabgeglitten sei.

Am Deichfuß hörten aber die Spuren auf. Inzwischen war die Ebbe zu Ende gegangen. Und am Fuß des Deiches gurgelte das dunkelblanke, vom Schein der Laternen unsicher überfunkelte Wasser in jenem geheimnisvollen Leben der steigenden Flut. Und über dem Wasser trug die Luft die Last des weißen, dicken, schweigsamen Nebels. . . .

Auch eine Art Beleuchtungs- und Szenenprobe nahm Hübener mit seinen Leuten vor, und es wurde dabei klar: ein Mensch, der an der Deichböschung etwa auf der Lauer lag, konnte im Nebel die Gestalten, die den Deich entlang schritten, als dunkelgraue Silhouetten auf weißem Grund erkennen, so zwar, daß ein sicheres Treffen durchaus möglich, aber ein sicheres Erkennen von Gesichtszügen durchaus unmöglich war. Die Gestalten im Nebel glichen Schattenrissen.

Dies war alles, was sich noch hatte tun lassen.

Die Nacht kam. Man konnte nichts wie wachen und warten.

Der Kriminalkommissar stellte den Tatort unter Bewachung, und im Hause selbst ließ er auch einen seiner Leute.

Der stille Schläfer lag in dem düsteren Gartensaal, gegen dessen Fenster die Nebel drückten. Eine Lampe, fern vom Winkel her, beschien mehr schaurig als friedvoll die starre, harte Stirn des steil und steif Ausgestreckten.

Tante Hanna und Margritt wollten und mußten natürlich bei Daniela bleiben. Wallrode geleitete sie in die oberen Räume und bat sie, wenigstens den Versuch zur Ruhe zu machen.

Er verhieß seine Wiederkehr für den nächsten Morgen in aller Frühe. Und ging dann stadtwärts, die endlosen, schlafenden, vom weißen Dunst gefüllten Straßen entlang, bis er einen Wagen fand.

„Unter allen Umständen“ hatte er noch zu Hartwig zurückkehren wollen. . . . Und hatte dabei das Sonnigste gedacht, was nur ein Mann denken kann, der vor den Feierzeiten seines Lebens zu stehen glaubt. . . .

Es war so spät. Aber er kannte Hartwig. Der lag und wachte und wartete . . .

Was er ihm zu bringen hatte — wenn er überhaupt ins Haus kam —, war ja keine Nachricht, die man einem Kranken als Gedankenkost zu Nacht verabreicht . . .

Aber — wenn er nicht gerade sehr schwer erkranken sollte — aber morgen früh kamen ja auch für ihn die Zeitungen — ließen sich ihm nicht vorenthalten . . .

Er stieg vor der Pension Schustermann aus dem Wagen und warf einen Blick über die Front des Hauses. Richtig: hinter Hartwigs Fenstern hingen die Stores wie Transparente, die von innen her durchleuchtet sind.

Wallrode war's förmlich, als sähe er eine Inschrift darauf. Die lautete: ich warte!

Er zog die Nachtglocke. Und alsbald kam ein Wesen mit Haube und Schürze und ließ ihn ein.

„Herr Doktor Mallinger hat mich gebeten, aufzubleiben, bis Sie kämen,“ sagte das Stubenmädchen der Pension Schustermann und verstand durch ihr ermüdetes Lächeln anzudeuten, daß es ihr ein Vergnügen sei, einem so netten Herrn gefällig sein zu können.

Auf der Treppe erfuhr Wallrode dann, daß Doktor Voß erst sehr spät gekommen sei. ‚Natürlich,‘ dachte Wallrode, ‚er war ja schon nach draußen berufen . . . wo

er von einem Toten hatte feststellen müssen, daß er tot sei . . .'

Und eine ausgesprochene Krankheit habe Herr Doktor Mallinger nicht, wenigstens bis jetzt noch nicht. Es sei eine vollkommene nervöse Zerschlagenheit. Und möglicherweise stecke ihm auch eine starke Erkältung in den Gliedern. Jedenfalls solle er erst einmal einige Tage ganz still im Bett liegen.

Ja, das alles fuhr ihm nun immer wieder durch sein Gedächtnis und machte es diesem schwer, sich rasch und genau auf die Angelegenheit der Lauritzschen Erben gegen pp. Henkel zu versammeln.

Der Stenograph hielt wartend inne.

Wallrode fuhr mechanisch fort: „In Ansehung des auch von Gegenpartei nicht bestrittenen Zustandes vorgeschrittener Paralyse der Erblasserin . . .“

Hartwigs nervöse Depression mußte in der Tat ungemein sein.

Diese ungeheure Nachricht berührte ihn scheinbar kaum. . . . Freilich, aus Schonung erzählte er sie fast im Berichterstatterton — so, als würde alle Tage aus Versehen ein Friedlicher erschossen von einem Unfriedlichen, der einen Feind zu treffen dachte.

Förmlich teilnahmlos lag Hartwig. Schloß die Augen und sagte dreimal: „Tot — also tot — tot . . .“

Wallrode hatte den Eindruck, daß sein Freund, da er sich schwach und elend fühlte, ganz und gar von dem verzeihlichen Egoismus der Kranken besessen sei und nichts empfände im Moment als sich selbst und keine andre Aufregung in sich aufnehmen konnte als die Furcht vielleicht vor eigner Krankheit, eignem Tod. . . .

So hatte er ihn verlassen. Fast beruhigt, daß diese Unpäßlichkeit sich zwischen Hartwig und das Ereignis stellte wie eine Schutzwehr. Sonst würde der immer allzu tief empfindende Grübler zu stark im Mitleid für seine angebetete Freundin gelitten haben.

Er dachte gewissermaßen: ‚Der ist besorgt und aufgehoben — der steckt im Bett — den können diese Geschichten nicht so in Mitleidenschaft ziehen.‘

Er selbst hatte kaum Schlaf gefunden in der Nacht. Erst in seinem Bett kam er recht zur Besinnung und dachte hin und her. Das war ja keine Kleinigkeit: ein unbekümmert seines Weges gehender Mann wird aus dem Hinterhalt so einfach niedergeknallt ...

Und fast genau an derselben Stelle, wo vor ein paar Wochen ein eifersüchtiger Schiffersknecht den Rivalen ermordet hatte. Aber das war fast typisch in der Statistik der Verbrechen — das unbewußte Nachahmen, das Angeregtwerden durch das Werk eines Vorläufers — wie in der Kunst. Es gibt Auchkünstler und Auchverbrecher. Wahrscheinlich war's abermals ein Eifersüchtiger gewesen.

Und hatte ein Opfer zur Strecke gebracht, dessen ganzes Leben nicht auf einen Leidenschaftstod hinlief ...

Ironie war in dem Schuß aus dem Nebel. Ja, Ironie, die zeigte: blind ist das Schicksal.

Dieser vortreffliche, aber so trockene alte Mann ... bürgerlich still wie wenige ... und nun solch ein Tod ...

Wallrode merkte, daß sein Stenograph wieder wartend saß, und brachte nun mit einer gewissen zornigen Konzentration den Schriftsatz in Sachen der Lauritzschen Intestaterben zu Ende.

Er wunderte sich nicht wenig, als er bald darauf den Kriminalkommissar Hübener bei sich eintreten sah, der mit seinem harmlosen Bonvivantgesicht immer die angenehmsten Nachrichten zu bringen schien.

Und Hübener tat denn auch zunächst, als komme er nur, um ein bißchen gemütlich über den neuesten Vorfall zu plaudern. Er nahm eine Zigarre an und fragte, ob Wallrode die Morgenzeitung gelesen habe.

Natürlich. Es standen erst kurze Notizen darin. Mehr war ja auch noch nicht möglich. Fast nur die knappe Tat-

sache. Und dazu die Bemerkung, daß der alte Herr Engelbert zweifellos das Opfer einer Verwechslung geworden sei.

„Zweifellos, zweifellos," wiederholte Hübener wie ein Echo.

Auch die ganze Vetternschaft der Engelbert sei der Ansicht. Als Wallrode heute zwischen acht und neun draußen gewesen sei, habe er schon Herrn Geo Engelbert und Frau Minna Lorenz geborene Engelbert und noch viele andre Personen mehr dort gefunden. Alle seien sich einig gewesen: ein unerhörter Irrtum läge vor.

Plötzlich fragte Hübener: „Wo hält sich denn der Mann der ältesten Tochter zurzeit auf?"

„Ich denke, darüber haben Sie mich gestern abend mit den Damen sprechen hören. Alveston ist in Berlin. Soviel ich weiß, kann er schon heut oder längstens doch morgen zurückkehren."

„Ach — ja — sie sprach davon, die junge Frau — eine besonders sympathische Dame, diese Frau Alveston. So 'n leisen Zug von was Märtyrerhaftem — war wohl der Gram —"

Er schwieg einen kurzen Augenblick. Dann begann er sehr entschlossen: „Herr Rechtsanwalt, ich hab's gestern abend gesehen: Sie stehen der Familie freundschaftlich nahe."

Wallrode errötete. Und dachte ärgerlich: ‚Wie kann man so albern sein . . .' Ja, er errötete, denn er dachte: ‚Hübener sagt: „der Familie freundschaftlich nahe" und meint „in Daniela verliebt".'

Er lächelte sehr glücklich.

„Ja," sagte er kurz.

„Darum komm' ich. Ich will Ihnen erzählen, was ich bisher herausgebracht habe. Da gibt's so überraschende Momente, daß nur äußerste Vorsicht und Diskretion weiterhelfen kann. Ich muß allerlei fragen. Einen Mann, der eventuell für immer und total unser Gespräch zwischen uns begräbt — wenn's auf toten Strang führt."

„Na, das fängt ja wunderlich an," meinte Wallrode und setzte sich gemütlich zurecht wie einer, der sich vortrefflich zu unterhalten hofft.

„Ich will keine Sätze aufstellen," sagte Hübener, „vielleicht ist es nur meine persönliche Zufallserfahrung. Aber wenn man bei so 'ner Sache überhaupt Spuren finden soll, findet man sie in den ersten zwölf Stunden. Wie oft hat sich nach Monaten, nach Jahren noch nachträglich das als richtig herausgestellt, was sich zuerst aufdrängte und fallen gelassen wurde als zu unwahrscheinlich oder unbeweisbar."

„Sie haben also schon so etwas wie 'ne Spur?" fragte Wallrode.

„Schon? Es ist Mittag. Ich bin seit Tagesanbruch wegen der Geschichte auf den Beinen. Auf allen Oberländerkähnen, die Bord an Bord dem Deichufer gegenüberliegen, bin ich gewesen. In allen kleinen Kutscher- und Schifferkneipen der Gegend. Es ist immer dasselbe: die, die gar nichts auszusagen wissen, schwadronieren einem die Ohren voll, die, die was sagen könnten, schweigen unbeholfen oder böswillig."

Er besann sich noch ein wenig. Er wollte nur den knappen Extrakt seiner Bemühungen geben.

„Der Schiffer Breitenweg, der schon seit vielen Jahren einen Kahn der Magdeburger Elbkahnreederei Albia fährt und von Hamburg Edelhölzer elbaufwärts bringt, pflegt immer dem Engelbertschen Hause gegenüber zu ankern. Er hat schon diese selben Frachten gefahren zur Zeit, als Engelbert noch seinen Mahagoniholzhandel hatte, und kennt den alten Herrn daher genau und hat auch die Tochter und die näheren Familienmitglieder des Hauses stets voll Interesse beobachtet. Nun, dieser Breitenweg kam gestern abend wenige Minuten vor sieben aus der Stadt zurück. Er pflegt seine Jolle, mit der er sich an Bord seines Kahns zurückrudert, unten an einen der Stege zu binden, die am Fuß der Treppen liegen, die von den

verschiedenen Landungsbrücken zum Wasser hinunterführen. Gestern abend hatte er sie unten an die Brücke gekettet, die eine Strecke von der Mordstelle elbabwärts liegt und die letzte vor dem Wasserwerk ist. Als er diese schmale Holztreppe an dem luftigen Gerüstbau der Brücke hinabsteigt, sich bei dem Nebel nur mit dem Fuß vorwärts tastend, hört er plötzlich ein Geräusch. Na, denkt er, da kommt jemand 'rauf und wir stoßen uns hier noch gegenseitig ins Wasser bei der verfluchten Dickte in der Luft. Und zieht mit dem Gedanken auch zugleich schon seine elektrische Taschenlampe und läßt sie aufblitzen. In ihrem Schein kann er sich dann auch auf der sehr schmalen, frei über dem Wasser sich hinabsenkenden Treppe vorsichtig an dem Menschen vorbeibringen, der wie besessen hinaufeilt. Breitenweg blieb dabei, ohne seine ‚lüttje Lamp'' wär' er ins Wasser gestoßen, denn der Mensch war wie blind und taub und rasend."

„Er hat den Mann erkannt," sprach Wallrode, nicht einmal mehr fragend.

„Ja, das sah ich ihm an, als er dies vortrug. Aber ich habe ihn erst in seine Koje nötigen und unter den außerordentlichsten Überredungskünsten weiter bringen müssen. Er blieb immer dabei: ‚Ne, ne, ne, dat is mi to prekär.' Aber endlich gestand er: er meine für gewiß, es sei der amerikanische Schwiegersohn des alten Engelbert gewesen und habe noch gedacht: ‚Wat makt denn de hier unnern Diek anstatts baben upp de Straat.' Und er habe einen gräßlich schmutzigen Paletot angehabt und sei barhäuptig gewesen. Die elektrische kleine Lampe habe ihn nur zwei, drei Sekunden, aber sehr grell beleuchtet. Was sagen Sie?"

„Donnerwetter," sagte Wallrode, „hören Sie mal — diese Täuschung von dem Breitenweg ist ja gräßlich — die darf gar nicht erst weiter über seine Lippen . . ."

„Nein, er schwor mir zu, mir allein habe er's gesagt und werde es niemand sagen," fuhr Hübener fort. „Ich

redete ihm auch gleich ein, daß der Schwiegersohn des alten Engelbert gestern morgen nach Berlin gefahren sei und sich auch heute noch dort befinde. Ich hatte dies ja gestern abend aus Ihrem Gespräch mit der jungen Frau Alveston erfahren. Der alte Breitenweg wurde darauf noch verdutzter, als er schon war, und meinte: ‚Na, denn hett he 'n kumpleten Dubbelgänger — dat mut ja denn sien.'"

„Merkwürdig. Sehr fatal. Ja, Alveston ist gestern morgen nach Berlin gefahren. Aber auch ohne das — welche wahnwitzige Idee ..."

„Aber bitte, Herr Rechtsanwalt! Es gibt keine Ideen. Nur Feststellungen. Wie würd' ich denken ... wie würde auch der alte Breitenweg denken ... Er wundert sich bloß."

„Und das ist Ihre ‚Spur'?" fragte Wallrode etwas mokant.

„Hübener sprach in seinem wohlwollenden Ton weiter: „Heute morgen fand einer meiner Beamten, als bei Ebbe am Fuß des Deiches entlang geforscht wurde, eine Schirmmütze, die auf einer weißen Perücke befestigt war. Das Wasser hatte mit ihr gespielt, vielleicht in der Flutbewegung, sie hatte sich an dem Weidengeäst der Faschinen verfangen, die den kleinen Ufersaum am Deichfuß befestigen. Die Firma des Mützenmachers oder -ladens war herausgeschnitten."

Er machte eine Pause. Wallrode saß und hörte sehr aufmerksam.

„Es haben sich zwei Kutscher gemeldet. Der eine hatte einen schlanken Fahrgast mit bartlosem, jungem Gesicht, großer Schirmmütze und weißen Haaren zu fahren, und zwar bis zur Ecke des Billhörnerröhrendamms und der Vierländerstraße. Der andre einen sehr verhüllten Mann in Mantel und Kapuze, der eine Brille trug. Dieser zweite versprach und gab dem Kutscher zwanzig Mark, wenn er dem ersten dicht auf den Rädern bliebe. Dies geschah. Der zweite Fahrende stieg in der Tat aus, als

der vorangefahrene Wagen hielt. Die beiden Kutscher, die sich kennen und ihren gemeinsamen Stand gestern abend an der Ecke des Glockengießerwalles und an der Alster hatten, trafen nun alsbald aufeinander. Das heißt, der zweite rief den ersten an, der keine Ahnung davon hatte, daß man ihm gefolgt war. Sie genehmigten sich auf die zwanzig Mark hin in einer Wirtschaft einen steifen Grog und waren sich einig, die Helden eines Liebesromanes gefahren zu haben."

„Ah — sehr interessant. Mit ein bißchen Phantasie haben wir alles: der Kapuzenmann hat den Mützenmann erschießen wollen und anstatt dessen den harmlosen alten Herrn getroffen, während der Mützenmann, vielleicht erkennend, daß man ihm auflauerte, sich unten am Deich entlang rettete."

„Gewiß. So kann es wohl sein," gab Hübener sehr ruhig zu. „Es kann aber auch ganz anders sein."

„Ich weiß noch immer nicht, warum Sie mir . . ."

„Die Beschreibung, die der Kutscher von dem Mützenmann gab, paßt bis auf das weiße Haar, das wir ja schon als falsch kennen, auf Herrn Alveston."

Nun wurde Wallrode doch erregt. Er stand auf und ging hin und her, die Hände in den Hosentaschen, fast böse, die gefährliche Kombinationslust eines Kriminalbeamten mit raschen Worten bekämpfend.

Das war ja Unsinn! Bloß den Namen zu denken. Den eines Gentlemans! Eines Mannes von Ansehen und Vermögen, der mit einer lieben, holden Frau glücklich verheiratet war. Der seinem Schwiegervater Respekt gezeigt hatte. Der vor einer vielleicht riesengroßen Zukunft stand.

Aber solche Phantasie bilde sich bei den Herren aus: sie ging aufs Tolle, aufs Sensationellste, aufs Unglaubliche — um zu verblüffen — ja, eine Art Schachaufgabe sei's ihnen. Ein Zug so . . . daraus folgt der Zug — dann der . . .

Vielleicht habe die ganze Ähnlichkeit, die den alten Breitenweg so verdutzt gemacht, in der Bartlosigkeit bestanden. . . . Ja wahrscheinlich . . . man solle nur die Bartlosigkeit in den Abendblättern recht betonen, und man werde erleben, daß morgen schon zwanzig Bartlose als Täter bei der Polizei denunziert würden.

„Ich lasse Sie schimpfen. Bon. Und frage: stand Alveston sich wirklich gut mit seinem Schwiegervater? War er wirklich glücklich mit seiner Frau? Ist er wirklich ein Mann von Vermögen?"

„Also dreimal: Ja! Und er ist gestern morgen nach Berlin abgereist. Und damit basta."

„Pardon," sagte Hübener und sah Wallrode durchdringend an, „haben Sie ihn zur Bahn gebracht?"

Wallrode stand perplex.

„Ich? Wie sollte ich dazu kommen? Ich kenne ihn nicht so intim."

„Na, dann kann ich Ihnen also erzählen, daß er gar nicht gestern morgen, sondern erst gestern nachmittag gefahren ist."

„Da irren Sie gründlich," sagte Wallrode schroff.

„I wo. Ich irre mich nicht. Ich bin mal so 'rangegangen an sein Hotel. Der Portier kennt mich nicht. Ich sagte, daß ich ein geschäftliches Anliegen bei Herrn Alveston vorbringen möchte. Und der Mann antwortet prompt aus seinem Portiersgedächtnis 'raus: ‚Mr. Alveston? Gestern nachmittag sechs Uhr achtzehn nach Berlin abgereist.'"

„Auch ein Portiersgedächtnis kann die verschiedenen Abreisetermine der Kundschaft durcheinanderwürfeln."

„Ich heuchelte Unglauben, tat, als sei ich von Alveston bestellt. Und mit der Großherrngeste der Portiers wurde der Mann hochfahrend und ungeduldig. Der Hausdiener, der dabeistand, vielleicht sah, daß ich nach der Westentasche griff und eine zu hinterlassende Bestellung mit Trinkgeldvorstellungen kombinierte, mischte sich ein: er habe Herrn

Alveston selbst den Koffer und die Handtasche hinübergetragen. Was sagen Sie?"

„Ich sage, daß Herr Alveston noch unerwartet, nachdem er sich schon am Telephon von seinen Damen verabschiedet hatte, durch Geschäfte aufgehalten worden sein kann. Daß aber auch eine Abreise sechs Uhr achtzehn ihn aus Ihren Kombinationen ausschaltet. Herr Engelbert ist ein Viertel vor sieben durch den Schuß aus dem Nebel getötet. Es sollte mir leid tun, wenn Sie sich durch einen so wahnwitzigen Verdacht, der vollkommen, aber auch vollkommen in der Luft schwebt, von der rechten Spur ableiten ließen. Das naive Gefühl der beiden Kutscher dürfte das Richtige geraten haben: irgendeine Liebes- und Eifersuchtsgeschichte. Der Mützenmann war das Wild, der Kapuzenmann der Jäger."

Hübener stand auf. Er sprach sehr ernst: „Ich bin nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, Herr Rechtsanwalt, in einen tollen Verdacht verliebt. Ich halte es aber für meine Pflicht, dem alten Breitenweg, der denn doch mal ein Wort über seine Wahrnehmung fallen lassen könnte, sozusagen amtlich mitteilen zu können: Herr Alveston war wirklich in Berlin, und also kann's nur eine Ähnlichkeit gewesen sein. Erst als ich vom Portier erfuhr, daß Alveston nicht abgereist ist, wie seine Frau annahm, erst da kam mir eine merkwürdige Empfindung."

„Dieser merkwürdigen Empfindung mußte doch die Bekundung des Hausdieners sofort ein Ende machen."

„Man kann Gepäck zum Bahnhof schaffen lassen, braucht aber nicht abzufahren."

Wallrode fühlte einen immer wachsenden Zorn gegen diesen Mann in sich aufsteigen.

„Ich sehe: Sie sind doch in einen tollen Verdacht verliebt. Irren ist menschlich Wenn aber die Polizei irrt, kann es unmenschlich werden."

„Um das zu verhüten, komm' ich zu Ihnen," sagte Hübener, „ich wiederhole: der alte Breitenweg kann den-

noch ein Wort von seiner Wahrnehmung verraten und wir haben in Windeseile ein Gerücht. Ein Gerücht verdichtet sich im Umsehen zur öffentlichen Meinung. Man muß in der Lage sein, sofort und mit unanfechtbaren Tatsachen solches Gerücht totzumachen. Verschaffen Sie mir ein gutes Bild von Herrn Alveston. Der Verkäufer der Mütze, jener der Perücke werden sich, wenn diese Dinge in Hamburg gekauft sein sollten, unbedingt melden, sobald die Abendblätter die entsprechenden Aufforderungen bringen. Ich werde ihnen das Bild vorlegen, und ich hoffe, sie werden sagen: das ist nicht der Käufer. Ich werde auch feststellen, ob Alveston tatsächlich gestern abend sechs Uhr achtzehn fortfuhr und elf Uhr sechsundzwanzig in Berlin ankam. Bestätigt sich das, so will ich selbst erleichtert aufatmen."

Wallrode war auf das peinlichste berührt.

„Wie soll ich Ihnen ein Bild Alvestons verschaffen? Unauffällig ist es mir unmöglich. Ich müßte es geradeswegs aus dem Zimmer des alten Fräuleins Engelbert — entlehnen. ... Nein, ich muß es verweigern, einer befreundeten Familie gegenüber gewissermaßen den Detektiv zu spielen ..."

„Sie verweigern, einer befreundeten Familie einen Dienst zu leisten."

„Ich hätte gewünscht, Sie wären nicht zu mir gekommen."

„Mich des Beistandes eines diskreten Mannes zu versichern, schien mir Pflicht. Ich wünsche nichts, als den vagen Verdacht — Gott, das Wort Verdacht ist ja schon zu deutlich —, ja, das Fatale, was aus Breitenwegs Beobachtung entstehen kann, will ich zerstreuen — im Keime ersticken."

„Tun Sie das, indem Sie nach dem Kapuzenmann suchen," sagte Wallrode. „Ich kann Ihnen nicht zu Alvestons Bild verhelfen."

Hübener stand auf. Er ärgerte sich ebensosehr über

Wallrode wie dieser über ihn. Doch sagte er ganz gelassen: „Der Kapuzenmann ist wie vom Erdboden verschluckt. Außer dem Kutscher, der ihn fuhr, wußte bisher niemand von einer solchen Persönlichkeit etwas auszusagen."

„Schuld, die sich klug verbarg."

„Vielleicht."

Sie schieden.

Wallrode war nun doch sehr erregt. Er sah ja: aus der Aussage des alten Schiffers und der Beschreibung des Kutschers ließ sich allerlei höchst Gefährliches zusammentüfteln. ‚Daß um Gottes willen nur die armen Frauen nichts von diesen Dingen erfahren,' dachte er.

Sie waren sowieso von dem geheimnisvollen Ereignis verwirrt, verschüchtert, entsetzt.

Er war ja gewiß, binnen vierundzwanzig Stunden war diese unheimliche kleine Wolke verscheucht. Alveston kehrte zurück, ganz wie von selbst ergab sich der Beweis, daß er trocken und behaglich im Zug gegessen hatte, während der Schuß aus dem Nebel fiel.

In vierundzwanzig Stunden freilich kann sich in einer solchen Sache sehr viel Unerwünschtes begeben. Teuflische Zufälle können sich häufen . . .

Die Unterredung mit Hübener hatte ihm vollends die Sammlung geraubt, und als er zu Tisch ging, stellte er fest: auch den Appetit.

Ihm fiel dann ein: er mußte nach dem Freunde sehen, der, wenn auch nicht krank, so doch unpäßlich lag und der gewiß in seinem Bette vor Begierde nach weiteren Nachrichten verging.

Wallrode pries in seinen Gedanken abermals des Freundes Unpäßlichkeit. Ohne sie wäre auch er gestern abend mit im Trauerhause anwesend gewesen. Und Hübener hätte vielleicht herausgefunden, daß Mallinger der jungen Frau Alveston und dem alten Fräulein Engelbert besonders nahe stand, und sich mit seinem Anliegen an diesen gewandt.

Das hätte den lieben, guten Kerl in furchtbare Konflikte gestürzt. Wallrode hatte ganz genau das Gefühl: er haßt den Mann Margritts. Aber es ist natürlich eine andre Geschichte, jemand aus Eifersucht in der Theorie die Luft, die er atmet, zu mißgönnen, als in der Praxis zu seinem Verderben behilflich zu sein. ... Das heißt, Hübener meinte ja, es sei ein Dienst. ... Aber wer konnte das wissen. In eine Photographie kann man Ähnlichkeiten hineinsehen ... war schon oft genug vorgekommen. ... Eine verfluchte Geschichte.

Mallinger lag, wie ihm befohlen war, noch im Bett. Er wurde rot und blieb sichtlich erregt, solange der Freund neben ihm saß.

„Hör mal, du hast Fieber."

„Nein. ... Erzähl mir: wie tragen sie — wie trägt sie es?"

Er sah den andern förmlich hungrig an.

Und Wallrode sprach sehr ausführlich, beschrieb den Kummer der Frauen und wie sie sich in Zärtlichkeit aneinander angeklammert hätten und beisammengeblieben seien. Er schaltete aus dem Ereignis aus, was daran schreckhaft gewesen war, und wenn man ihn so reden hörte, hätte man meinen können, der alte Herr sei in sanfter Auflösung, das Lager von weisen Ärzten umstanden, endlich, wie lange erwartet, entschlafen.

„Und du hast noch nichts gehört? ..." fragte Hartwig förmlich lauernd ... „ist keine Spur ... nichts ..."

„Keine Ahnung, man muß mal zusehen, ob in den Abendblättern was steht," sagte Wallrode.

„Bring sie mir, bring sie alle," bat sein Freund heiser.

„Komisch ist der Mensch. Er mag das Schreckliche auch noch gern im Blättchen lesen."

„Du kommst heut abend wieder?"

„Wenn ich irgend kann."

‚Tragische Zwischenfälle haben in meiner Tagesordnung keinen Platz,' dachte Wallrode. Er kam sich heute reichlich

gehetzt vor. Zu den Frauen konnte er erst gegen Abend hinausgehen.

Die Welt bewegte sich heute unter Schirmen. Der echte Hamburger Regen troff herab, der in der düstern, graugelben Luft all die Kohlenatome und Miasmen, welche die arbeitende Weltstadt sonst emporhaucht, hinunterschlug. Wer atmete, bekam bei jedem Zug den Mund voll von dieser schleimigen, übelschmeckenden Luft.

Man wußte nicht recht, ob es unter den Füßen oder über dem Kopf nasser war. Vom schreitenden Fuß liefen die Wasserbänder. Auf den gespannten Stoffen der Schirme prickelten stetig, mit kleinen, krachenden Geräuschen, die Tropfen.

Wallrode saß in der Elektrischen und hielt einen Packen Zeitungen unter dem Arm.

Er fühlte sich in unerhört schlechter Laune und sagte sich, das sei keine Stimmung für einen Mann, der gestern abend hatte erraten dürfen: das Glück kommt! Das Wetter? Unsinn. Mallingers Befinden? Hm — sehr gefallen hatte der ihm nicht — war hektisch, hatte dunkle, förmlich brennende Augen gehabt — na, regte sich natürlich um Margritts Kummer auf. — Nein, alles wohl betrachtet: das Gespräch mit Hübener hatte ihm den Tag und die Stimmung verdorben, und er wurde seitdem die Furcht nicht los: wenn die armen Frauen von dieser tollen Geschichte hören . . .

Daniela hatte gestern abend, nachdem Hübener und seine Polizisten gegangen waren und die Qual der Beschreibung des Ereignisses hinter ihr lag — ja, da hatte Daniela etwas sehr Einfaches, aber sehr Feines und Tiefes gesagt.

„Das ist so laut," hatte sie vor sich hingeklagt. „Sein bißchen Schmerz will man still für sich ausweinen können."

Als ob es nicht jeder Mensch, der wahrhaft traurig ist, den Trauerpomp und alle Formen, die den Tod umgeben, schon als plumpe Störung empfindet! Aber die

Gesellschaft ist mal so: sie läßt uns nicht allein weinen und nicht allein jauchzen.

Das hatte ihn tief beglückt, als er das liebe Mädchen so vor sich hinklagen hörte.

Man störte ihr die Keuschheit des Schmerzes. Er war nicht ihr Eigentum.

Es war ein Ereignis. Fragen und Neugier tasteten daran herum.

Sie hatten ihren Toten noch weniger für sich, als es andre Trauernde haben.

Die armen Frauen.

Wenn nun aber gar die entsetzliche Aussage des alten Breitenweg zu ihren Ohren käme ...

Ihn benahm das Gefühl: hätt' ich Hübener doch das Bild von Alveston verschaffen sollen?

Es gibt Fragen, die man gar nicht entscheiden kann, ohne daß einem jede Entscheidung als die verkehrte vorkommt. Dies war so eine. ... Er fühlte weiter: ‚Hätt's ich ihm gegeben, möchte ich doch jetzt nicht die Frauen gerade ansehen. ... Und weil ich's ihm nicht verschaffte, drückt mich das wie 'ne Unterlassungssünde ...'

Von Rechts wegen war noch Tag. Aber alle Straßenlaternen brannten, an ihrem Glasgehäuse lief unaufhörlich Wasser herab. Aus allen Läden kam schon Licht und überhellte die nassen Bürgerstiege. Die Ungemütlichkeit der Stimmung war nicht zu überbieten.

Jetzt ging Wallrode unter seinem Schirm auf dem Deich dahin. Drunten lag der Strom, wie zusammengekrochen in der Ebbe. Die Regenschleier sanken auf ihn herab und wurden von ihm aufgesogen.

Aus den Kajüten der Oberländerkähne glomm da und dort schon ein warm glänzender Lichtpunkt. Ja, da saß nun vielleicht der alte Breitenweg Ellbogen an Ellbogen im engen Raum um den Tisch, darauf die Groggläser dampften, und sprach geheimnisvoll von seiner Wahrnehmung, die er nicht verraten dürfe, und ließ dabei, von

Wichtigkeit fast platzend, viel mehr erraten, als er wirklich hätte sagen können ...

Im Trauerhause herrschte vollkommene Stille. Die Familienschar hatte sich verlaufen. Erschöpft saßen die Frauen allein und versuchten sich mit nächsten Fragen zu beschäftigen.

Als Wallrode eintrat, wurde ihm das Herz weich. So schwarz und düster war dies anzusehen: drei Frauen in tiefster Trauer.

Er spürte aber gleich: sein Kommen war wie ein bißchen Freude und Trost, und das wirkte wieder wohltätig auf ihn zurück.

Daniela gab ihm fest und gut die Hand und sah ihn so gerade an, als wolle sie sagen: nun wissen wir es, wir gehören zusammen.

Und sein Händedruck sagte ihr zurück: das tun wir, ganz und gar ...

Tante Hanna griff mit raschen Händen nach den Zeitungen. Wenn es etwas gab, das sie unterhalten und ablenken konnte, so war es dies, daß sie von ihrer Familie allerlei Rühmliches las. Es war in dem einen Bericht erwähnt, daß die alte, hochangesehene Firma D. F. Engelbert, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gegründet, bis vor wenig Jahren noch einer gewissen Blüte sich erfreut habe. Daß viele Träger des Namens der Stadt im bürgerlichen Leben wichtige Dienste geleistet. Als sie bei Aufzählung der Nächsten, die den so tragisch Dahingerafften beweinten, auch sich, die einzige Schwester, erwähnt sah, flossen ihre Tränen in einem Mischgefühl von heißer Trauer und Genugtuung.

Die beiden Nichten hörten schweigend zu, wenn sie Bruchstücke aus den Berichten vorlas.

Daniela fragte einmal dazwischen: „Und keine Aufklärung? Keine Spur?"

Dabei sah sie Wallrode an, der nur wie ein ganz Unwissender die Achseln zuckte.

Aber Tante Hanna als Beherrscherin des vor ihr liegenden Zeitungsmaterials, in den knitternden und rauschenden großen Druckbogen eifrig umblätternd, konnte schon alles erzählen: sie las halb vor, sprach halb frei; die Zeitungen brachten alles, was Hübener heute vormittag an Wallrode erzählt. Nur der Name des alten Breitenweg kam noch nicht vor: es war nur mitgeteilt, daß ein bartloser, jüngerer Mann, der identisch mit dem weißhaarigen Mützenmann schien, den der eine Kutscher beschrieben, auf einer vom Deichfuß zu einer Landungsbrücke emporführenden Treppe beobachtet worden sei.

Wallrode fühlte: von dem alten Breitenweg sollten die ausfragenden Reporter noch ferngehalten werden.

Im ganzen neigten sich die Zeitungen auch der Auffassung zu, daß in einem Eifersuchtsdrama eine Personenverwechslung vorgekommen und der geheimnisvoll verhüllte Kapuzenmann der Mörder sei.

Nun überwog in dem alten Fräulein die leidenschaftliche Erregung über all diese dunkeln Vorgänge fast den Kummer. Sie erging sich in Ausmalungen aller nur denkbaren Möglichkeiten.

Und dabei fiel's ihr ein: was Wallrode dazu sage, der Kriminalkommissär Hübener und der Mitarbeiter eines illustrierten Lokalblattes seien in ihrer Wohnung gewesen, und der eine habe die Bilder aller Familienmitglieder erbeten und der andre das Bild des Toten. Dies letztere habe ja Sinn: das Bild solle, wie es nun heute einmal gang und gäbe sei, reproduziert werden, denn ganz Hamburg wolle wissen, wie der alte Herr Engelbert ausgesehen habe. Aber was Hübener mit all ihren Bildern wolle ...

Wallrode fragte, ob sie sie denn hergegeben habe.

„Was sollte ich machen! Wenn die Polizei was fordert! Er sagte, es sei nötig, warum, das werde er mir später erklären. Es war noch ein Glück, daß ich gerade in meiner Wohnung mich befand — war für eine Stunde nach Tisch hingefahren — wegen der Trauersachen ..."

„Ach,“ sagte Margritt, die unruhevoll im Zimmer hin und her ging, „daß wir dies alles ohne Mark durchmachen müssen ... und auch Mallinger fehlt — man spürt recht, wie seine Ergebenheit einen verwöhnt hat. Wie geht es ihm?“

„Er scheint nervös erregt, vielleicht besonders durch den Umstand, Ihnen und Fräulein Hanna, seiner treuen Freundin, fernbleiben zu müssen. Er hofft in zwei, drei Tagen aufstehen zu dürfen und daß Voß die Gefahr einer Lungenentzündung nur an die Wand malt, um ihn zur Schonung zu zwingen. Und Ihren Gatten werden Sie doch noch heut abend oder morgen hier haben?“ schloß er fragend.

„Nein. Das ist ein Verhängnis. Sehen Sie die Depesche. Nicht einmal benachrichtigen kann ich ihn. Wenn er nicht zufällig in diesen Tagen eine Zeitung in die Hand nimmt.“

Sie gab ihm eine Depesche, die auf dem Tisch im Lampenschein gelegen hatte.

Wallrode las. Die Depesche war aus Berlin.

„Reise Nachmittag weiter, habe geschäftlich Stockholm zu tun, hoffe in drei oder vier Tagen von dort Hamburg zurückzukehren. Mark.“

Er war sehr betroffen.

Welch fatales Zusammentreffen. Die junge Frau litt nur im Gemüt, weil sie in so ernsten Tagen den Gatten entbehrte. Daß seine Gegenwart auch aus andern Gründen sehr erwünscht sei, ahnte sie ja nicht.

Aber gleich dachte er auch: ‚Die Depesche ist aus Berlin! Heut früh acht Uhr aufgegeben! Er ist also tatsächlich gestern abend spät in Berlin angekommen. Das will ich Hübener sofort mitteilen.‘

Der Wunsch, das so rasch als möglich zu tun, erfüllte ihn derart, daß er ganz zerstreut schien. Er hörte kaum zu, als die Frauen ihm erzählten, dies sei wenigstens eine Wohltat: der Bestattung stehe nichts im Wege, das Gericht

habe nach eingehender Feststellung der Schußwunde und nochmaliger Vernehmung Danielas ihnen den teuren Toten freigegeben.

Sie erwogen, ob man nicht auf Mark warten müsse. Sie wollten Rat, ob es nicht dennoch Mittel und Wege gebe, ihn zu benachrichtigen.

„Nein," sagte Wallrode, „wie soll man einen harmlosen Reisenden, dessen Routen und Absteigequartiere man nicht kennt, benachrichtigen? Einem Verbrecher kann man Polizei nachhetzen. Der friedliche Bürger verliert sich in der Menge. Man muß auf den Zufall hoffen."

„Wir warten," beschloß Tante Hanna.

„Nein," sprach die junge Frau. Sie war sehr blaß und stand und sah auf ihre Finger herab, mit denen sie spielte. Sie kannte die Gewohnheiten ihres Mannes. Sie wollte es nicht sagen: Tag und Tage ließ er mich allein, und ich wußte nichts von seinen Wegen, die er immer mit dem Paßwort „Geschäft" antrat. „Nein, das wäre zu schwer . . . warten . . . mit so einer heiligen Pflicht . . . wir wollen Papa nur begraben . . ."

Sie fing auf einmal an zu weinen. Heiß und leidenschaftlich. Und eilte hinaus.

Die Zurückbleibenden sahen ihr still nach. Bis Daniela leise sagte: „Ich glaube, die Tränen galten nicht Papa . . ."

Tante Hanna fuhr auf.

„Was willst du damit sagen? Doch nicht etwa, daß sie nicht glücklich mit Mark ist? Sie beten einander an — ich sage dir: er ist bezaubernd. So ritterlich . . . !"

Die hingebendste Bewunderung flammte beinahe neidvoll aus ihrem Ton auf.

Wallrode ging. Er trat in das nächste Restaurant ein und schrieb an Hübener einen Eilpostbrief.

„Ein Zeugnis, daß Alveston in Berlin ist, liegt vor. Depesche an seine Frau heute früh acht Uhr aufgegeben. Inhalt: er reist in Geschäften nach Stockholm weiter. Also alles in Ordnung. Besten Gruß Wallrode."

‚Gottlob,' dachte er dann, ‚damit ist der alte Breitenweg mundtot gemacht. Dies muß ihn davon überzeugen, daß es ihm „bloß so vorkam", als habe der Mann auf der Treppe Ähnlichkeit mit Alveston.'

Er fühlte sich außerstande, noch zu Hartwig zu gehen. Da hieß es doch ein wenig Krankenpflegerstille in sich haben. Wo soll man die hernehmen, wenn man das Leben gerade besonders bunt um sich herumwirbeln fühlt.

Er schickte ihm ein paar Zeilen, in denen er doch Bedacht nahm, ihm wohlzutun.

„Ich muß Dich treulos im Stich lassen, mein alter Junge. Zuviel zu tun. Kannst ja auch alles in den Zeitungen lesen, davon Dir mein Bureaudiener anbei einen Haufen bringt. An Persönlichem wäre noch hinzuzufügen, daß die Damen natürlich im Gemüt sehr erschüttert sind. Trotz ihres Grams fand Frau Margritt noch Gedanken für Dich und Dein Befinden. Ihr Mann ist verreist und für Benachrichtigungen unerreichbar. Man will nicht auf ihn warten mit der Beerdigung. Sie findet übermorgen um zehn Uhr in Ohlsdorf statt. Habe natürlich justament um zehn Uhr einen Termin am Gericht. Werde aber alles in Bewegung setzen, daß die Sache verlegt wird. Dein Max."

Die beiden nächsten Tage verflossen in einer vollkommenen Stille.

Dies brachte sogar für Wallrode die Täuschung herauf: warum haben wir uns eigentlich so bodenlos aufgeregt?

Ein alter Mann ist gestorben. Das ist traurig. Aber es ist nicht tragisch.

Nur zuweilen huschte der Gedanke durch ihn hin: ‚Grotesk! — Ist an einer Todesursache gestorben, die ihn nichts anging — ja grotesk — von wildem Humor ist das ...'

Die Frauen, vielleicht aus einem sehr reinen Bedürfnis nach heiliger Schmerzensstille, schienen wirklich all die Begleitumstände wie einen schweren Traum zu empfinden, der nun hinter ihnen lag.

Man ließ sie zufrieden. Sie konnten sich ganz den weihevollen Geschäften widmen, die der Tod eines Familienmitgliedes nach sich zieht.

Und dann folgte am Morgen des vierten Tages die düstere Stunde, wo man den alten Engelbert zu Grabe trug. Die Familiengruft der Engelberts hatte am Steintor, unter den dunkelgrünen Linden und dem Efeugewucher des alten Petrikirchhofs gelegen. Der stand nur noch als wehmütiges Erinnerungsbild im Gedächtnis derer, die in dem Gedanken gelebt hatten, dort einst zu ruhen. Über die stillste Stätte ging jetzt das lauteste Leben, und die alten Bäume in den Anlagen am Bahnhof sahen nun anstatt auf gemessen schreitende Trauergefolge auf den brausenden Eillauf der Eisenbahnzüge.

Es war ein neues Grab in dem weiten Parkgelände des Ohlsdorfer Friedhofs angekauft worden. Über seine feierliche Waldesstille war der bunte Herbst gekommen und hatte sie zerrissen und lichter gemacht. Die Natur steckte gleichsam nur noch in den verschossenen Lumpen ihres früheren reichen Kleides. An den langen Alleen, die durch das ausgedehnte und tiefe Dickicht führten, war das milde Grün der Lindenwipfel in grelles Gelb umgewandelt, das dürftig das Geäst nur noch halb verbarg. Spreu von goldenen Blättern hing überall in den dichten Taxusgruppen neben den Wegen; fast versteckt lagen die Ruhestätten unter dem herben, unverwelklichen Nadelwerk.

Ein frischer Wind strich durch die sonnige Luft, blähte die schweren Kreppschleier der Frauen und blies gelbe Blätter herum, so daß sie mit ihm oft viele Meter weit reisten, ehe sie sich irgendwo verfingen. Ein Gedränge von schwarzen Röcken und entblößten, gebeugten Männerköpfen war um eine von gehäuftem Erdrand umgebene Gruft, in deren Tiefe ein Blumenhügel sich zu erheben schien. Eine getragene Stimme schwoll feierlich und in schmerzlich betonten Worten über die geneigten Scheitel und die Kreppschleier hin. Dann zitterten von fern her

metallisch und wehmütig die Klänge eines Chorals heran. Und als sie verschwebten, war die Feier zu Ende.

Die Trauergesellschaft dachte zum Teil mit der Eisenbahn, zum Teil mit der Elektrischen nach Hamburg zurückzukehren. Tante Hanna, die sich in all ihrem Kummer doch ein wenig als Haupt der Familie und als Mutter ihrer beiden Nichten empfand, nahm den Arm ihres alten Vetters Geo. Konsul Oskar Gräfenhain führte Margritt Alveston.

Wallrode hatte das Gefühl: er allein dürfe Daniela von dieser ernsten Stätte weggeleiten. Aber als er sich bis zu ihr, die sehr von Kondolierenden umgeben gewesen war, herandrängte, schritt sie schon mit dem jungen Fred Engelbert davon.

‚Ist der wieder da!‘ dachte Wallrode ärgerlich und ging einsam hinter den beiden drein.

Seine Phantasie war immer flink und ihm selbst feindselig, wenn Daniela sich mit irgendeinem Mann beschäftigte. Nun dachte er gleich: ‚Will etwa dieser Vetter sich an sie heranmachen? Lockt ihn ihr bißchen Geld, das durch den Tod des Vaters ihr in die Hände kommt? Hm — es ist immerhin genug, einem betriebsamen jungen Kaufmann zur Selbständigkeit zu verhelfen.‘

Wie beflissen sich dieser Fred zu ihr herabneigte!

Plötzlich stellte er diese seine ärgerlichen Empfindungen mit der scharfen Frage: ‚Bin ich wieder mal eifersüchtig? Na ja ... man möchte den Verliebten sehen, der's nicht ist. Aber auf den Fred? Unsinn — Unsinn ...‘

Im Zuge fanden sich die Nächsten dann in zwei zusammenhängenden Abteilungen bei einander.

Onkel Geo, der als alter Mann niemand beerdigen helfen konnte, ohne sich aller Daseinssicherheiten beraubt zu fühlen, sprach wehmutsvoll mit Tante Hanna von Jugenderinnerungen. Margritt saß sehr erschöpft und schweigend mit geschlossenen Lidern angelehnt in einer Ecke. Daniela erzählte Oskar Gräfenhain, daß gestern abend

Alveston aus Stockholm depeschiert habe, seine dortigen Geschäfte seien beendet, er denke auf einem kurzen Umweg zurückzukehren. Er habe offenbar noch keine Ahnung von dem Ereignis, und sie möge gar nicht an die Erregungen des Wiedersehens denken. Ihre Stimme bebte. Es war wohl natürlich.

Wallrode hörte es. Er sagte sich ausdrücklich: ‚Es ist natürlich!' Aber eben: er mußte es sich doch sagen . . .

Fred Engelbert begann ein raunendes Gespräch mit ihm.

Gestern morgen war er mit einem Lloyddampfer von Galveston in Bremerhaven angekommen. Er habe ein paar Hamburger Zeitungen gekauft. Sie seien schon zwei Tage alt gewesen. „Aber das ist einem ja egal, wenn man von See kommt." Seinen Schreck könne sich kein Mensch vorstellen, als er dann las, daß Onkel Engelbert erschossen worden sei. So 'n friedfertiger, stiller, alter Mann. Wie gierig er dann in Bremen auf dem Bahnhof nach den neuen Zeitungen gegriffen habe. Aber nichts hätte drin gestanden — rein nichts. Und nun auf einmal heut morgen diese Notiz . . .

„Was für 'ne Notiz?" Wallrode war wieder einmal vor lauter Hetzerei nicht dazu gekommen, seine Morgenzeitung zu lesen.

„Nun, daß der Kriminalkommissar, der mit der Verfolgung der Sache betraut war, eine wie es scheint sichere Spur fand und daß eine sensationelle Verhaftung bevorstehen dürfte."

Er flüsterte es, damit die Töchter, die auf der Polsterbank an derselben Seite saßen, es nicht hören sollten.

Aber Daniela hatte doch irgend etwas verstanden.

„O mein Gott," sagte sie leidenschaftlich, „fände man doch den Täter nie! Papa gibt uns kein Richter wieder. Aber ich möchte, daß es still wäre an seinem Grab — still . . ."

Und sie weinte auf.

Das ging Wallrode sehr nahe. Er konnte sie nicht

weinen sehen. Er konnte sich hier aber nicht einfach zu ihr setzen und sie tröstlich in seine Arme nehmen. Er dachte: ‚Dies muß ein Ende haben, Trauer hin oder her, ich fahre heut nachmittag hinaus und frag' sie, ob sie mich denn will. . . . Gerade an dem frischen Grab eines Vaters ist die Stunde, der verwaisten Tochter zu sagen: Du stehst nicht allein.'

Zugleich aber regte ihn auf, was in der Zeitung gestanden haben sollte.

Nun, dieser Hübener mit seinem allzu kühnen Kombinationsvermögen tappt hoffentlich nicht fürchterlich vorbei . . .

Das Wort „sensationell", das die bevorstehende Verhaftung bezeichnete, fuhr ihm merkwürdig in die Nerven . . .

Sein Unbehagen setzte sich in erneuten Groll auf Hübener um.

Aber nein — so etwas Unerhörtes konnte selbst der rasendste Ehrgeiz eines Kriminalisten nicht wagen. . . .

‚Gottlob, daß ich ihm sofort von dem Telegramm Nachricht gab,' dachte er zufrieden. Das mußte ja Hübeners Verdacht — und Verdacht war's, ob er es gleich leugnete — die Hand auf den Mund gelegt haben.

Unterdes sauste der flinke Zug auf blinkenden Gleisen durch den sonnig-windigen Herbsttag. In weiten hellen Massen breiteten sich Vorstadtteile, drängten sich an die Bahn, schienen wieder aufzuhören, tauchten hinter Gärten auf. Rechts, auf erhöhtem Gelände, von feinem Fernenduft zart getönt, erhoben sich die Paläste der Fuhlsbütteler Zuchthäuser.

Am großen Himmel, vor seiner blassen Bläue, kugelten ein paar unförmliche weiße Wolkenklumpen vom Winde geschoben dahin.

Fred Engelbert fing wieder ein halblautes Gespräch an. Er schien eine gewisse Diskretion des Tones auch bei den nebensächlichsten Dingen für der Stunde angemessen zu halten.

Er fragte, warum man Herrn Doktor Mallinger denn nicht bei der Feier gesehen habe.

„Unpäßlich. Sehr schonungsbedürftig. Ist ja 'n brüchiger Mann,“ sagte Wallrode.

„Ich möchte ihn sprechen. Ich hatte in Amerika eine Angelegenheit für ihn zu betreiben,“ sagte Fred Engelbert wichtig, „wann störte ich ihn wohl am wenigsten?“

Niemand wunderte sich. Hartwig Mallinger hatte zwei Jahre in Los Angelos gelebt, weswegen sollte er nicht drüben noch Geschäfte haben. Nur Wallrode dachte verwundert: ‚Was hat denn Hartwig durch den ...?‘ Er sagte: „Warten Sie ein paar Tage, bis er außer Bett ist. Er ist so stumm mir vis-à-vis, daß ich's sehe, das Sprechen greift ihn an, er will's aber nicht gestehen.“

„So? ... Zwar — ich hätt' gern gleich ... aber am Ende ...“

Man war es gewohnt, daß Vetter Fred sich und alles, was er zu tun und zu lassen hatte, sehr wichtig nahm und dies durch eine geheimnisvolle Miene anzudeuten verstand.

Jetzt war niemand in der Stimmung, seine Schwäche zu belächeln, und das Mienenspiel seines starken Nachdenkens hatte kein Publikum.

Auf dem Hauptbahnhof angekommen, trennten sich die Trauernden. Hinter den Männern der Familie ging das Ereignis wie in einer Versenkung unter, und sie dachten an nichts als an das Einholen versäumter Kontorstunden. Von diesem Bestreben fühlte auch Wallrode sich gejagt, aber dennoch konnte er die starke Unruhe nicht ganz niederzwingen, die Fred Engelberts Erwähnung einer Zeitungsnotiz in ihm wachgerufen. Er suchte nach. Richtig. Da stand: „Der Mord auf dem Ausschlägerelbdeich. In dieses rätselhafte und die Phantasie unsrer Stadt noch immer stark beschäftigende Geschehnis dürfte nunmehr Licht fallen. Der Kriminalkommissar Hübener, dessen Spürsinn die Aufhellung so manchen Verbrechens gelang,

hat dem Vernehmen nach eine sichere Fährte gefunden. Sie leitet vielleicht weit ab von der ursprünglichen Annahme, daß unser würdiger Mitbürger Herr D. F. Engelbert das Opfer einer Verwechslung etwa in einem Eifersuchtsdrama geworden. Wie man hört, steht eine sensationelle Verhaftung bevor."

‚Dem Vernehmen nach ... wie man hört ...‘ dachte Wallrode ingrimmig, ‚das heißt aus dem Reporterdeutsch ins Wahrhaftige übersetzt: Herr Hübener hat die Notiz selbst inspiriert, redigiert, lanciert — zum Ruhm seines Spürsinns.‘

Aber nein, nein, nein — so weit konnte eilfertiger Ehrgeiz einen erfahrenen Kriminalbeamten nicht fortreißen ... Wallrode verwies seiner unbestimmten Unruhe den weiteren Zutritt zu seinem Gemüt und stellte bei sich fest: ‚Hübener hat den mysteriösen Kapuzenmann aufgegabelt! Basta!‘

‚Man muß nur vor sich selbst ganz bestimmt was behaupten. Dann wird man ruhig. Jawohl — er hat den Kapuzenmann gefunden.‘

Aber dennoch: zum Henker auch mit dem Kapuzenmann! Möge auch er in der Finsternis der Unentdecktheit bleiben. So viele Verbrechen werden nicht aufgehellt. Wozu dann dieses! Die armen Frauen sind nicht rachsüchtig, haben kein Begehr, die Gerechtigkeit triumphieren zu sehen. Nur ein bißchen Stille wollen sie für die Wehmut um ihren teuern Toten.

Und er hörte wieder Daniela leidenschaftlich aufweinen: „Ich möchte, daß es still wäre an seinem Grabe."

Es gelang ihm, sich in seine Arbeit hineinzubohren, und ein paar Stunden liefen ihm förmlich so unter den Händen davon, aber nicht leer, sondern gut vollgepackt von einer Fülle von Dingen, die aufzuarbeiten gewesen waren. Seine Laune hellte sich immer mehr auf. Ihm war es geradezu, als werde sein Schreibtisch sauberer. Und allmählich kam ein herrlicher Gedanke auf und stand

wie ein Licht von weitem: man guckt gerade nicht hin, spürt aber doch, daß es da ist.

Er dachte ganz einfach: ‚Heut nachmittag!‘ und lächelte glückselig und friedfertig auf das Papier hinab, das er mit Worten beschrieb, die vom Zank und Streit andrer Menschen handelten.

Da er vollkommenes Ungestörtsein befohlen hatte, fuhr er unwillig auf, als man ihm dennoch einen Besuch meldete. Sein Bureaudiener stand mit schuldbewußtem Gesicht, sagte aber, die Damen hätten es so dringlich gemacht und wären in so sichtbarer Aufregung — zwei Damen in tiefster Trauer ...

Wallrode sprang auf und war schon bei der Tür.

Ja, im Vorzimmer waren sie. Eine ging mit eiligen Schritten auf und ab, hin und her, die andre stand, mit der Hand eine Stuhllehne umklammernd, um sich zu halten.

Hinter dem niederen Gitter, das den Raum in zwei Hälften teilte, arbeiteten emsige Schreiber an ihren Pulten. In die großen Fenster sah das Gegenüber der Straße hinein: eine graue mit Firmenschildern bedeckte Hausfront.

„Hier herein — bitte,“ sagte Wallrode atemlos vor Staunen — beklemmt — in einem Schreck, der halb freudig, halb unruhig war.

Rasch, mit allen Anzeichen leidenschaftlicher Aufregung, ging Daniela in sein Zimmer. Sehr mühsam, einer Schwindligen gleich, folgte ihr Margritt.

Sie sank auch gleich in einen Stuhl. Da blieb sie, saß schwer atmend und sah immer nur mit entsetzten Blicken hilfesuchend den Mann an.

Daniela fuhr fort, auch hier wie rasend auf und ab zu gehen.

„Was hat sich begeben?“ fragte er.

„Unerhörtes! Man hat Mark als des Mordes verdächtig in Stockholm in Haft genommen,“ sagte Daniela laut und schroff.

Die junge Frau schloß einen Augenblick die Lider.

„Helfen Sie uns,“ bat sie.

Daniela reichte ihm ein Telegramm hin, das sie in ihrem Täschchen hergebracht. Er las es. Es war von Alveston: „Man beschuldigt mich, Euern Vater ermordet zu haben. Hatte von entsetzlichem Unglück, das Euch getroffen, noch keine Ahnung, wäre sonst direkt von Berlin zurückgekehrt. Dortiger Aufenthalt wird mich zum Glück alsbald von unbegreiflichem Verdacht reinigen. Beratet Euch mit Rechtsanwalt. Wählt erste Kraft.“

Wallrode war sehr bleich.

„Ganz gewiß wird sich das unselige Mißverständnis rasch aufklären. Ich fürchte, der Ehrgeiz eines Kriminalbeamten hat sich aus einigen wertlosen Aussagen und unseligen Zufällen einen allzu kühnen und sicher zerbrechlichen Phantasiebau aufgeführt. Aber es bleibt ja immer sehr, sehr peinvoll.“

„Wir haben das Telegramm aus Berlin,“ sagte Margritt, zu fieberhaftem Eifer erwachend, und kramte es heraus.

„Von diesem habe ich Hübener schon Kenntnis gegeben vor drei Tagen.“

Eine kurze Pause entstand. Dann fragte Margritt, mit weitgeöffneten Augen ihn anstarrend: „Warum? — Wie kamen Sie dazu?“

„Weil — weil ich da schon wußte, daß Hübener daran lag, den Aufenthalt Ihres Mannes um die fragliche Zeit festgestellt zu sehen.“

„Ah!“ sagte Daniela empört, „ah — schändlich!“

„Sie konnten doch einfach erzählen, daß Mark schon am Morgen nach Berlin fuhr, trotzdem Tante Hannas Geburtstag war,“ brachte Margritt fast bittend vor. Eine, die sich mit nichts verteidigen und die Ihren mit nichts schützen kann als mit Bitten und Klagen.

„Ich tat es. Leider konnte Hübener nachweisen, daß Herr Alveston erst nachmittags abgereist sei,“ sprach Wallrode, vor Mitleid und Unbehagen finster.

Margritt wurde noch bleicher. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Man sah, daß zwei Tränen über ihre Wangen liefen — so still, so leidvoll sah sie aus.

Sie dachte: ‚Jene Sängerin . . . gewiß . . . dieser wegen . . . wenn nur niemand, niemand das erfährt . . .‘

Und sie bebte in dem Gedanken, daß die geheimen Schmerzen ihrer Ehe laut auf dem Markt besprochen werden könnten. . . .

„Das wird sich aufklären. Er hat sicher geschäftliche Abhaltungen gehabt. Aber auch die tatsächlich sechs Uhr achtzehn erfolgte Abreise schaltet ihn aus jedem Verdacht aus,“ sagte Wallrode beruhigend.

„Helfen Sie uns,“ flehte Margritt, „nehmen Sie sich seiner Sache, unsrer an . . .“

Wallrode stand mitten im Zimmer. Er sah noch einmal in die Depesche hinein. Ein sonderbares Lächeln schwebte um seinen Mund. Ein ganz leises, feines . . .

„Ihr Mann verlangt eine erste Kraft. Ich bin keiner von den Großen. Hab' keinen Modenamen . . . bin bloß ein stiller, emsiger Mann . . . gelte vielleicht nur als Durchschnitt — vielleicht gar als ein Mittelmäßiger — bei einigen . . .“

Er sah Daniela an — fest und frei.

Sie wurde rot und guckte fort. Wie schuldbewußt.

‚Ja, du liebe Süße,‘ dachte er zärtlich, ‚das war nun ein kleiner Vorwurf — menschlich, daß er mir auf die Lippen kam . . .‘

Margritt stand auf und umfaßte seine Rechte.

„Aber Sie wissen, daß Mark unschuldig ist. Sie sind unser Freund. Sie werden alles, alles tun . . .“

Ihr Blick, ihr flehender Ton war so ganz in hingebendes Vertrauen getaucht, daß es ihn rührte.

„Also mein Manneswort,“ sagte er feierlich und fest, „ich werde alles tun, die Unschuld Ihres Mannes zu beweisen.“

Er war ganz getragen von dem heißen Vorsatz, diesen armen Frauen Glück und Lebensstille zurückzuerobern.

Und dennoch flutete wie ein Unterstrom auch zugleich eine Art Genugtuung durch sein Empfinden: hier war nun endlich der große „Fall“, der seinen Namen mit einem Schlage sehr bekannt machen mußte.

Er ärgerte sich, daß das in ihm aufkam, daß der Berufsmensch sich vordrängen konnte.

Aber er dachte: ‚Gott, das ist am Ende verzeihlich.‘ Und dann: ‚Sie soll ihre Wahl nicht bereuen, diese arme Frau.‘

Achtes Kapitel.

Über Alveston war eine merkwürdige entschlossene Stille gekommen. Nachdem er sich mehrere Tage gebärdet hatte, als könne sein rasender Zorn seine Lage ändern, nachdem er in fast gebieterischer und drohender Haltung sich als Bürger des freien Amerika betont, zeigte er nun durch ein hochmütiges und überlegenes Lächeln an, daß er gewiß sei, die Angelegenheit müsse sich bald klären.

Er beauftragte Wallrode, sich an den amerikanischen Konsul zu wenden. Und jetzt ging er in dem karg ausgestatteten, zimmerartigen Raum auf und ab, der ihn im Untersuchungsgefängnis umschrankte. Er wartete voll verzehrender Ungeduld auf die Nachricht, daß das Konsulat seine Freilassung erwirken werde. Wenn auch vielleicht unter Kaution. Eine solche würde Margritt auf ihre vielleicht noch nicht flüssig zu machende Erbschaft hin unter allen Umständen aufzubringen wissen.

Der Zeitverlust empörte ihn vor allen Dingen. Diesen überdachte er fort und fort.

Daß man ihn in Haft genommen, daß sein Name in Deutschland wie in Amerika durch alle Zeitungen ging, das entlockte ihm schon nach zwei, drei Tagen ein sonderbares leises Lächeln, wenn er ganz allein mit sich und

seinen rastlos arbeitenden Gedanken war. Er rechnete förmlich mit der Öffentlichkeit als mit einem Wertfaktor. Rasch, sehr rasch, ehe das Erstaunen über seine Verhaftung schon vergessen und verblaßt war, mußte die zweite Sensation folgen: die seiner Entlassung. Mit dem nächsten Schiff wollte er dann nach Amerika eilen und als sehr bekannt gewordener Mann, als freier Amerikaner, an dem täppische deutsche Polizeihände sich zu vergreifen gewagt hatten, sein Erlebnis, zusammen mit der Kunde von der Gründung seiner Alveston Oil Company, gehörig in der Presse verwerten.

Er berauschte sich an dieser Vorstellung. ‚Jede Lebenslage kühn zu seinem Vorteil auszunutzen und umzubiegen, das ist das Geheimnis des Erfolges,' dachte er.

Die Ereignisse nahmen mit ihrem Gange aber keine Rücksicht auf die kalte Keckheit solcher Ideenverbindungen. Sie gingen Schritt vor Schritt, vorsichtig tastend, schwer, als hätten sie Blei in den Füßen. Denn sie gingen ja nicht tänzelnd auf eine Sensation los, sondern wuchtig auf Recht und Licht zu.

Ein Verhör folgte dem andern. Man stellte ihn einem Kutscher, einem alten Schiffer, einem Mützenhändler und einem Friseur gegenüber. Er mußte dem Hausdiener und dem Portier seines Hotels vor dem Untersuchungsrichter begegnen. Gepäckträger marschierten auf, und sogar sein Koffer spielte eine Rolle.

Er ertrug dies alles mit der vornehmen und mühsame Beherrschung andeutenden Haltung eines Mannes, den man gänzlich unnütz von seinen wichtigen Geschäften abhält.

Daß seine Frau ihm einen Rechtsanwalt genommen, dessen Name gar keinen imposanten Klang hatte, ärgerte ihn anfangs. Aber dann dachte er: ‚Besser so, vorteilhafter so! Der Wallrode wird erkennen, daß mein Fall zugleich sein Fall ist, meine Freiheit sein Ruhm wird. Er ist noch kein Angekommener, dieser Wallrode — er wird alles tun, alles, um jetzt Aufsehen und Ansehen zu erzielen.'

Auch er fühlte heraus, daß da noch ein ideales Moment sei, daß dieser Wallrode sich zerreißen würde, um den Frauen zu dienen. Natürlich wegen Daniela. . . .

Das machte aus diesem Rechtsanwalt geradezu seinen Parteigänger. Und Alveston lächelte auch über Wallrodes Gemütszustand, wie man eben über vorteilhafte Verknüpfungen lächelt.

Wie ein Raubtier hinter Stäben, mit lautlosen, geschmeidigen Bewegungen, schritt Alveston im engen Raum hin und her. Er war ein wenig bleich. Aber sein Haupt war hocherhoben, und über sein bewegliches Gesicht ging in wechselndem Ausdruck der Widerschein rastlosen Gedankenlebens.

Nun hörte er draußen Schritte und blieb lauschend, schon in Erwartung lächelnd, stehen.

Man ließ Wallrode zu ihm hinein. Der sah nicht besonders hell aus und hatte keineswegs das verheißende Wort auf den Lippen, das zu hören Alveston fast gewiß gewesen war.

Er legte die Aktenmappe auf den Tisch und zog erst einmal seinen ganz beperlten Überzieher ab. Der Herbstwind draußen trieb Regengüsse vor sich her, gegen die kein Schirm völlig schützen konnte.

„Nun?" fragte Alveston, als er nach dem kurzen „Guten Tag" nichts weiter hörte. „Was sagt der Konsul?"

„Leider dies, daß in Ihrer Angelegenheit nichts zu tun sein wird. Es soll aber noch an die Gesandtschaft in Berlin geschrieben werden. Doch verhehlt der Konsul nicht, was auch ich Ihnen nur bestätigen kann, daß völkerrechtlich, nach Lage der Dinge . . ."

„Diese Dinge sind: Man hat ein Viertel vor sieben Uhr Herrn Engelbert erschossen, als ich in dem Zuge saß, der nach Berlin fuhr," sagte Alveston heftig.

Wallrode setzte sich an den Tisch unter dem Fenster. Das Rillenglas macht die Scheiben zwar durchlässig für ein sehr merkwürdig gebrochenes Licht, aber doch so un-

durchsichtig, daß man das Gitter, das von draußen das Fenster verwahrte, nicht ganz deutlich erkannte.

Er fing an, seine Notizen herauszukramen. Oft sah er dies und jenes Blatt an, nur um Alveston nicht anzusehen.

Der ging immer mit seinen eleganten, stolzen Bewegungen auf und ab und stand nur zuweilen still, um ein heftig abwehrendes Wort auszusprechen.

Wallrode nahm alle belastenden Aussagen, die gemacht worden waren, noch einmal durch: Der Schiffer Breitenweg wollte beschwören, daß der Mann auf der Treppe überm Wasser im Nebel Alveston gewesen sei; zu der gleichen Aussage unter ihrem Zeugeneid erklärten sich die drei andern Personen, Kutscher, Mützenhändler, Friseur, bereit. Auch der Gepäckträger Heiners wollte ebenso schwer bekräftigt aussagen, daß Alveston ihm am Mordtage, ungefähr eine Viertelstunde vor Abgang des Sechsuhrachtzehnzuges eine Handtasche in Aufbewahrung gegeben und sie kurz vor dem Zuge acht Uhr achtzehn wieder von ihm in Empfang genommen habe.

Die Gepäckexpeditoren an der Wage neben dem Schalter erinnerten sich hingegen genau, einen „Mark Alveston" gezeichneten Koffer gewogen und für den Sechsuhrachtzehnzug abgefertigt zu haben. Der eine dieser Männer wußte noch, daß er ein paar scherzhafte Worte mit dem ihm persönlich nah bekannten Hausdiener des Hotels gewechselt habe über das vielgereiste Aussehen des Koffers.

Passagiere, die sich einer Erscheinung wie der Alvestons aus dem Sechsuhrachtzehnzuge erinnerten, hatten sich keine gemeldet. Hingegen ein Schaffner, der sich eines solchen Mannes aus dem Achtuhrachtzehnzug entsann und besonders auch des Umstandes, daß dieser sehr vornehm aussehende Herr auf seinem dunkeln Paletot vorn Flecke gehabt habe, wie sie entstehen, wenn noch feuchte Erd- oder Schmutzspuren weggewischt werden sollen. Der Nebel, der an dem Abend zum erstenmal in diesem Herbst so dick und

weiß gewesen, war der Umstand, der sein Gedächtnis gestärkt hatte.

Ebensolche Flecke hatte auch der Gepäckträger Heiners bei Abgabe der Tasche an seinem Auftraggeber bemerkt.

Alveston schien vor Ungeduld bei alledem zu vergehen.

„Aber es gibt nicht bloß Hamburg. Es gibt auch Berlin," sagte er. „Ich habe gebeten: Fragt im Zentralhotel nach. Dort kam ich an elf Uhr sechsundzwanzig. Man wird es bezeugen."

„In einem solchen Hotel, wo die Gäste sich gerade nach Ankunft der großen Abendzüge nur so über die Schwelle drängen, ist es fast unmöglich, festzustellen, ob ein Herr elf Uhr sechsundzwanzig oder elf Uhr neunundfünfzig ankam. Diese beiden Züge, deren Abfahrtszeit hier zwei Stunden auseinanderliegt, kommen dort mit nur halbstündigem Unterschied an. Der Tagesportier meint, Sie seien noch gerade eben ins Haus gekommen, ehe er, um Mitternacht, abgelöst wurde."

„Ah!" rief Alveston triumphierend, „man wird es begreifen. Vom Lehrter Bahnhof nach dem Zentralhotel kann man nicht mit Gepäck unter einer halben Stunde rechnen. Wenn mich also der Tagesportier noch gesehen hat, kann ich nicht anders als elf Uhr sechsundzwanzig angekommen sein."

„Der Nachtportier behauptet aber genau das Gegenteil. Er will Sie als ersten Gast jener Nacht empfangen haben und hat es um dieses Zufalls willen behalten. Beide Portiers haben aber Bedenken, zu schwören. Zu viel Gestalten gingen an ihnen vorüber. Sie glauben ... sie meinen sich zu erinnern — mehr nicht."

Aber das schien Alveston nicht zu hören. In dem merkwürdig fahlen Licht, das ihn förmlich krank aussehen ließ, ging er immer hin und her.

„Warum sollte ich es auch getan haben — warum? Ich bitte Sie?! Des bißchen Geldes wegen? Ich — Mark Alveston?!"

„Das ist, was ich mir sage, was ich dem Gericht sagen werde. Wo ist die Ursache?! Ich sehe keine. Auch der Staatsanwalt kann und wird keine sehen. Es muß sich alles klären. Sagen Sie mir nur endlich: weshalb fuhren Sie an jenem Morgen nicht nach Berlin und weshalb verschwiegen Sie es den Frauen der Familie, daß Sie noch bis zum Abend mit der Abreise zögerten? Und am wichtigsten: wo und mit wem haben Sie den Vormittag verbracht? Der Untersuchungsrichter hat hierüber nichts von Ihnen erfahren können. Sie haben gesagt: plötzliche Geschäfte. Und doch nicht angegeben, mit wem Sie in solchen zusammentrafen. Wollen Sie nicht zu mir offen sein? Ich bitte Sie. Ich komme ja nicht vorwärts in Ihrer Sache."

„Es gibt Dinge, über die man niemals spricht. Besonders als Verheirateter nicht. Dann hat man nach zwei Seiten die Ehrenpflicht zu schweigen," sagte Alveston und lächelte ins Unbestimmte hinaus.

„Frauenzimmergeschichten?" fragte Wallrode rasch.

„Vielleicht ..."

Eine kurze Pause entstand. Wallrode dachte an Margritt in aufsteigender Unruhe. Sie sollte ihren Mann noch immer leidenschaftlich lieben, Tante Hanna wenigstens sagt es. Würde es sie nicht sehr hart, sehr demütigend treffen, wenn solche Dinge zur Sprache kämen?

Und er dachte auch, rasch und logisch, wie er gewöhnt war zu denken: Alveston muß einsehen, daß seine Lage mehr als fatal, daß sie verflucht ernst ist. Er könnte doch zu mir sehr offen über etwaige Frauenzimmergeschichten sprechen. Aus Diskretion riskiert man nicht den Kopf und Kragen, wenn es sich nicht um eine Dame handelt — eine wirkliche Dame. ...

Er suchte umher. Er fühlte aber gleich: das war unnütz. Er konnte Alvestons Beziehungen nicht übersehen.

Ganz kurzerhand beschloß er; schalten wir das aus — noch — vielleicht, hoffentlich kann man's ganz — wegen Margritt.

Er sagte sehr ruhig: „Wir kommen darauf zurück. Wichtiger als alle Aussagen ist die des Gepäckträgers Heiners, der Ihre Tasche vom Sechsuhrachtzehnzug aufbewahrt haben will.“

„Ich bitte Sie!“ sagte Alveston von oben herab, „welcher verständige Mensch kann die Aussagen von solchen Leuten ernstnehmen: Kutscher, Bahnhofsbeamte, Zugbeamte, Hotelbedienstete! Lauter Menschen, die jede Stunde leben wie inmitten einer Völkerwanderung!“

„Bei denen sich aber ein, allen Juristen wohlbekanntes, merkwürdiges und fast unfehlbares Berufsgedächtnis herausgebildet hat.“

Alveston lehnte es mit einer Geste ab, an ein solches zu glauben, es als wichtig zu bewerten.

„Ich lasse seit einigen Tagen die genauesten Nachforschungen anstellen über die Persönlichkeit dieses Zeugen: seinen Leumund, seine Nüchternheit und Wahrhaftigkeit,“ sagte Wallrode.

„Ah, brav. Man wird finden, daß er ein Trunkenbold und Lügner ist.“

„Hoffen wir es!“

„Und wie geht es den Damen?“ fragte Alveston im höflichsten Konversationston, als seien es Wallrodes Damen, nach denen er sich erkundige.

„Sie leben in einer steten, unerhörten Erregung dahin. Heute sind sie alle drei in die Stadt, in Fräulein Hannas Wohnung übersiedelt, und das Haus draußen wird in diesen Tagen an der Börse ausgeboten werden. Ihre Frau ist sehr niedergeschlagen, daß Sie sie nicht sprechen wollen.“

„O,“ sagte Mark Alveston und machte eine Kopfbewegung wie jemand, der eine unpassende Zumutung leise abwehrt, „dies ist kein Platz für einen Gentleman, eine Dame wie Mrs. Alveston zu empfangen. Ich hoffe sie sehr bald wieder umarmen zu dürfen. Die Gesandtschaft wird meine Freilassung verfügen oder das hiesige

Gericht wird eine Kaution annehmen, besonders sobald Sie nachgewiesen haben werden, daß dieser ehrenwerte Sir Heiners ein ganz unglaubhaftes Subjekt ist."

Wallrode mochte dieser Hoffnung nicht das einzig mögliche Wort „Unsinn" entgegensetzen. Er schwieg. Er kam mit seinen Gedanken immer wieder auf die „Frauenzimmergeschichte" zurück, die Alvestons heimlich noch in Hamburg verbrachten Vormittag ausgefüllt haben sollte oder konnte.

„Ich bitte Sie noch einmal: seien Sie offen zu mir. Ist es eine banale Geschichte, wird Ihre Frau verzeihen. Und es wird in ihrem eigenen Wunsch liegen, daß Sie ehrlich vor dem Untersuchungsrichter darüber aussagen. Ich kann mit äußerster Vorsicht auszuhorchen versuchen, wie Ihre Frau darüber denkt," sagte er beschwörend.

Alveston sah ihn nachdenklich an. Sein glänzender Blick vertiefte sich förmlich in den festen, klugen, warmen Blick des andern Mannes.

„Nein," sprach er endlich langsam, „ich wünsche nichts auszusagen."

Wallrode schwieg.

Er fühlte: ein Rätsel mehr in diesem rätselhaften Mann.

Als er nach ein paar Minuten ging, traf er im Korridor einen Kollegen, der ihn in ein munteres und gänzlich unjuristisches Gespräch verwickelte und mit ihm durch Gänge und über Treppen schritt, nach vorn, ins Justizgebäude; dessen stolzem Bau schmiegte sich fast verstohlen das Untersuchungsgefängnis an. Wallrode hatte noch allerlei zu tun. Aber das war ihm recht so. Ein paar ganz ablenkende Angelegenheiten stellte er gern zwischen sich und einen wichtigen Eindruck. Dadurch gewann er dann rasch einem solchen gegenüber die Objektivität, die sonst nur Zeit und langes, kühles Überdenken gibt.

Er schritt später die große Freitreppe hinab, die von der Schwelle dieses Palastes der Gerechtigkeit hinabführte

auf den von nun verregneten und herbstkahlen Schmuckanlagen gezierten Holstenplatz.

Der Wind bewarf seinen Schirm und seine Beine von Westen her mit einem raschen Tropfengeprassel. Die aufgespannte Seide deckte ihm Kopf und Schulter. So verkrochen sich alle Menschen hinter ihren Schirmdächern und kämpften sich in schräger Haltung vorwärts.

Wallrode nahm es mit dem Wetter auf. Er mochte sich nicht in einen Wagen sperren.

„Ja,' dachte er, ‚die ganze Geschichte sieht böse aus.'

Immer fester ward er selbst von dem Gedanken bezwungen, Alveston sei in der Tat an jenem Unglückstag bis zum Achtuhrachtzehnzug in Hamburg gewesen.

Er hielt ihn nicht für den Täter — nicht von fern. Die stolze Haltung, der freie glänzende Blick gehörten keinem Feigen und Schuldigen. Und wo in aller Welt wäre auch der Grund . . . Alveston war doch bei Verstand! Und wie nun seine Lebensumstände einmal lagen, hatte er doch gar keinerlei Ursachen, einem harmlosen Alten das Lebenslicht auszublasen. Das wäre ja Wahnsinn gewesen.

„Wenn dieser Heiners ein ordentlicher Mann ist . . ."

Ja und Wallrode wußte es eigentlich schon bei sich, aus dem Gespräch, das er selbst mit dem Mann gesucht hatte: Heiners war ein ehrlicher Kerl, ein klarer Kopf, bedachte sehr gewissenhaft seine Worte, unglücklich, daß sie von solcher Tragweite seien. . . . Ja, den Eindruck machte dieser Heiners auf ihn.

Die andern Zeugen konnten sich durch eine Ähnlichkeit täuschen lassen. Schließlich besaß Alvestons Erscheinung etwas Typisches . . .

Dieser Heiners aber hatte im klaren Licht der Bahnhofshalle zweimal mit ihm zu tun gehabt und Geld von ihm erhalten. Ein Trinkgeld, das stattlicher gewesen war, als man es sonst gibt. Ein Grund mehr, den Mann genau anzusehen. Und da Heiners nichts von einer

Schirmmütze und weißen Haaren wußte, so machte Wallrode sich eine Annahme zurecht: Der Mützenmann war nicht identisch mit Alveston; aber Alveston war in der Tat bis acht Uhr achtzehn in Hamburg gewesen. Und dieser Umstand wurde sein Verderben, mußte es werden, wenn es ihm nicht gefiel aufzuklären, wo er sich erstens am Vormittag und zweitens am Nachmittag von sechs bis acht aufgehalten hatte.

Zweifellos war er sich einer Untreue gegen Margritt bewußt. Und vielleicht war es um dieses Bewußtseins willen, daß er ablehnte, seine Frau zu sehen. ... Ja, so erklärte sich viel — vielleicht alles.

Aber er sah seine Aufgabe als Verteidiger unendlich erschwert. ...

Er dachte: ‚Ich muß versuchen, Frau Margritt auf diese Lösung hinzuleiten, und sie muß ihn dann dahin bringen, daß er seine im voraus von ihr verziehene Untreue gesteht. Den Teufel auch — es geht ja doch um Freiheit und Leben ...‘

In seinem Bureau fand er den Privatdetektiv Behrens vor, einen Angestellten der Firma „Argus“, die Wallrode, nach einer Besprechung mit Margritt, mit Nachforschungen aller Art betraut hatte. Die Persönlichkeitswerte der verschiedenen Zeugen mußten aufgehellt werden. Und vor allen Dingen sollte dem „Argus“ gelingen, was Hübener und seinen Leuten bisher nicht gelungen war: den Kapuzenmann auszuspüren.

Behrens sah aus, als sei er justament von einem Segelschiff abgeheuert. Sein breites Seemannsgesicht strahlte von Schlauheit, die selbst Vergnügen an ihrem plitschen Scharfblick hat. Er wirkte zugleich gutmütig und respekteinflößend. Diese Fäuste hätte wohl niemand auf sich niederhauen fühlen mögen. In seinen Ohrläppchen trug er noch kleine goldene Ringe. Er hatte den Charakter seiner Erscheinung ganz besonders deutlich herausgearbeitet und noch seemännischer und volkstümlicher gefärbt, als die

Natur sie gestaltet. Denn er bewegte sich, im Interesse des „Argus“, fast ausschließlich in kleinbürgerlichen und arbeitenden Bevölkerungskreisen. Und da war sein Aussehen ihm gerade so nützlich. Solche Kerls wie er: breit, gutmütig, plitsch, liefen an der Waterkant zu Hunderten herum.

Mit einer Geduld, die unaussprechlich viel Zentrum hatte, saß er nun hier an der Wand und sah zu den Schreibern hinüber, die jenseits des Gitters, das das Zimmer teilte, an ihren Pulten in stummer Emsigkeit schrieben.

Und neben ihm saß noch ein Wartender, der sein Warten betonte, indem er oft nach der Uhr sah oder laut nach den Pulten hin die Frage tat: ob Herr Rechtsanwalt denn nicht endlich bald käme. Worauf ihm der Bureauvorsteher schon zweimal geantwortet hatte, man wisse es nicht, und es sei ja keine Sprechstundenzeit.

Als Wallrode dann schließlich kam, sah er mit leiser Verwunderung Herrn Fred Engelbert neben Behrens sitzen. Fred bewahrte eine wichtige Haltung und grüßte mit einem Ernst, der andeutete, daß er hier nicht von ungefähr säße.

Aber das kannte man ja an Herrn Fred. Auch seine strenge Kleidung, ganz den Traditionen der Börse angemessen ... man konnte ihn schlechtweg für einen Juniorchef eines der Hamburger Welthäuser halten.

„Sie entschuldigen ein paar Minuten. Ich habe erst diesen Herrn zu hören,“ sagte Wallrode und klopfte ein wenig zu kordial, wie es Fred schien, dem „Seemann“ auf die Schulter. Indes entschuldigte Fred dies gleich bei sich: gegen Kundschaft muß man liebenswürdig sein, egal was sie für 'n Rock anhat.

Drinnen in seiner Arbeitsstube, in das die überregnete und mit zahllosen Firmenschildern gepanzerte graue Hauswand von der andern Straßenseite her hineinsah, drückte er Behrens auf einen Stuhl und sagte: „Na — also los!“

„Dje, Herr Rechtsanwalt — viel Schönes bring' ich je nu nich."

„Behrens! Um Gottes willen! Ich muß meinen Mann freikriegen! Wegen seiner Familie! Meinetwegen! Und er ist nun doch mal unschuldig."

„Dje, denn muß er zusehen, daß er seinen Alibibeweis zusammenkriegt. Was der Gepäckträger Heiners ist, der kann es beswören. Und hier hab' ich meine Belege: seine Nachbarn und Miteinwohner — alle sagen das Beste. Ein nüchterner Mann. Ein fleißiger Mann. Ein ehrlicher Mann. Das ist 'n Zeuge, an dem man nich tippen kann. Und berühmt für sein Gedächtnis! Wenn 'n Turnverein dreihundert Mann stark auf 'n Bahnhof ankommt und Heiners nimmt im Gedränge von einem der Weißjacken 'n Gepäckzettel an, bringt er von all den Dreihundert unter allen Umständen den Koffer dem richtigen Mann."

Behrens suchte aus seinem dicken Taschenbuch eine Reihe von Zetteln. Es waren die Adressen und Namen all der Personen, die ihm diese Auskünfte über den Zeugen Heiners gegeben.

„Ich habe auch selbst mit ihm gesprochen. Er sagt: Er solle und wolle nich mehr darüber sich unterhalten. Der Untersuchungsrichter habe ihm das geraten. Aber ein Vergnügen sei das nich, in so 'ne Sache 'reingezogen zu sein und was auszusagen, wodurch es nachher einem Menschen an den Kragen gehen könne. Aber wenn man swören muß, sagt er, nich? — dje — dies is nu so . . ."

Wallrode saß unbeweglich; die Faust ruhte schwer auf dem braunen Tuch der Schreibtischplatte.

‚Ja,' dachte er wie im Echo, ‚dies is nu so . . .'

Der Heiners log nicht. Den Zeugen rannte man nicht um . . .

Das hatte er vorausgefühlt.

„Und immer noch nichts von dem Kapuzenmann?" fragte er.

„Gott, Herr Rechtsanwalt! Es war ja der dicke weiße

Nebel. Und denn: so 'ne Mäntel sind ausgesät. Dje, in meiner Jugend, da fielen sie noch auf, kamen fast nie vor. Aber jetzt! Passen Sie mal auf bei Nebel und Regen: jeder dritte Mensch hat so 'n Lodenmantel, mit oder ohne Kapuze, mit oder ohne Überkragen. Unser Mann brauchte bloß die Kapuze abfallen zu lassen gleich nachdem er aus 'n Taxameter gestiegen war — und denn war gar nichts mehr an ihm zu sehen. Ich kann Ihnen sagen: jeder Mensch hat an dem Abend immerlos Leute in solchen Mänteln begegnet. Und auch solche Menschen, die Brillen aufhatten. Blau soll den Kapuzenmann seine gewesen sein, der Kutscher meint es für gewiß, das heißt, sagt er, wenn sie am Ende doch nicht grau gewesen ist. Das kennen Sie ja. Da ist nichts auf zu geben. Ich zum wenigsten geb' keine zehn Pfennig für so 'ne Aussage. Wer weiß, ob er überhaupt 'n Brille aufgehabt hat. Wissen Sie woll noch mit dem Kerl, der die alte Dame am Heiligengeistfeld umbrachte? 'n blonden Bart sollt' er gehabt haben. Da swörten sie alle auf. Und nachher war's 'n schwarzlockigten Italiäner. Ja, dies ist nu so."

Wallrode seufzte. Ja, weiß Gott, Behrens brauchte ihm nicht erst dies entsetzliche Durcheinander von Phantasie und Wirklichkeit in Zeugenaussagen zu Gemüt zu führen.

Aber auf irgend eine Weise, aus ganz unbestimmten Empfindungen heraus, bestärkte die Unauffindbarkeit des Kapuzenmanns ihm seine Hypothese: das war eine Sache ganz für sich, mit der Alveston nicht das mindeste zu tun hatte.

„Und denn bring' ich noch was. Kann sein was Gutes, kann sein was Schlechtes," sagte Behrens.

„Nun?"

„Der Kutscher, der den Mützenmann fuhr, hat sich heut nochmal zur Vernehmung gemeldet. Wie das denn so geht: wie 'n Blitzschlag fährt einem das ins Gedächtnis und mit 'nmal fällt einem noch was ein, woran man vorher gar nicht gedacht hat. Nich mal eingefallen ist ihm das, als sie ihm neulichs mit Alveston konfrontierten."

„Was denn?“ fragte Wallrode gespannt.

„Lübbers, so heißt er ja, Lübbers sitzt so vorgestern Abend mit seiner Alten und streicht sich seine Scheibe Schwarzbrot voll Gänseschmalz und sie sprechen über den Mord und die Zeugengebühren und all so 'n Kram. Und da sagt seine Alte: ‚Nee, wenn es wirklich wahr wär und sie kriegten es für bestimmt 'raus, daß es Alveston war, denn kann einen doch die Frau leid tun, und du mußt es doch gesehen haben, ob es 'n verheirateten Mann war, der mit der Schirmmütze.‘ Und da geht Lübbers mit 'nmal 'n Nachtlicht auf. ‚Herrjes,‘ sagt er, ‚wo du mir drauf bringst: der Mann trug keinen Trauring. Nee, das tat er nich. Er hatte keine Handschuh an und so lange feine Hände und keinen Ring dran, nee, keinen einzigen.‘ Da wurden sie ganz aufgeregt, die Lübbers, und der Mann ist heut früh nochmal zum Untersuchungsrichter gegangen.“

Behrens saß nach diesem langen Bericht zufrieden und geduldig und wartete, bis es Herrn Rechtsanwalt Wallrode gefallen möchte zu antworten.

Aber der sah vor sich nieder, als läse er eine ganz wichtige Sache von dem vor ihm liegenden Aktendeckel ab.

Er hatte noch immer den Nachklang der gemütlichen Stimme im Ohr. Zugleich horchte er auf sein Herz, das hart schlug.

Behrens hatte die Hände von Mark Alveston beschrieben! Denn Wallrode erinnerte sich ganz genau dieser schönen weißen Hände, die auch dadurch auffielen, daß an keinem Finger ein Ring getragen wurde, nicht einmal ein Trauring . . .

Es dauerte ein paar Minuten, die in vollkommenem Schweigen verflossen waren, bis Wallrode sich erhob und sagte: „Wir werden ja sehen, ob diese Aussage sich als wichtig erweist. Für heut wäre also wohl nichts weiter? Schön. Ich lege Ihnen nochmals den Kapuzenmann ans Herz. Sie können sich ein kleines Vermögen verdienen, Behrens, wenn Sie uns den schaffen.“

Behrens zuckte mit sehr viel Ausdruck die Achseln und verabschiedete sich mit einem seufzenden: „Na ...“

Im nächsten Zimmer stieß er, wie ein schweres Fuhrwerk gegen einen leichten Federwagen stößt, an den vor Ungeduld auf und ab rennenden Herrn Fred Engelbert und sagte wohlwollend: „Dies war nu nich meine Schuld.“

Worauf er breit zur Tür ging.

„Sie haben lange warten müssen,“ sagte Wallrode entschuldigend zu Herrn Fred Engelbert.

„O bitte, bitte,“ wehrte der nervös ab.

Er nahm den Stuhl an, den Wallrode ihm hinschob. Kaum saß er aber, so stand er wieder auf. Dabei hielt er immer seinen Zylinder in der Rechten.

„Ich komme in einer Vertrauenssache,“ begann er.

‚Aha, ich werde offenbar der Anwalt der gesamten Engelbertsippe,‘ dachte Wallrode.

„Es ist mir eine Ehre. Also bitte.“

Das Anfangen und das Vortragen fiel Herrn Fred aber nicht sehr leicht.

„Es ist eine verfluchte Geschichte,“ sagte er, „aber die Angst um die Familienehre ... man fühlt sich sowieso schon kompromittiert, daß unser Senior auf solche Weise aus dem Leben ... nun, er und wir alle waren ja unschuldig daran. Daß ein angeheiratetes Familienmitglied aber des Mordes angeklagt in Untersuchungshaft sitzt, ist denn doch sehr hart für uns. Besonders für mich ...“

„Für Sie?“ fragte Wallrode in tiefstem Erstaunen. Und seine Eifersucht war schon wieder da und dachte: ‚Weil er um Daniela werben will, ist ihm ein Schwager mit solchem Verdacht eine peinliche Zugabe.‘ „Mein Gott — ja — es ist sehr ernst. Aber wer ist davor sicher, daß er nicht durch teuflische Zufälle in eine ähnliche Lage kommen kann?“

„Ja, für mich. Wo ich, im Vertrauen, Herr Rechtsanwalt, im allertiefsten Vertrauen — wo ich mich vielleicht demnächst mit William Krügers Tochter verloben kann

und dann wohl Teilhaber der Firma werden werde ... und einen Mörder in der Verwandtschaft als Zugabe ... Sie werden mir nachfühlen ..."

„Fräulein Krüger ... William Krügers Tochter?" wiederholte Wallrode.

„Ja, es hat sich in der allerletzten Zeit so gemacht," versetzte Herr Fred. Die leisen rednerischen Bewegungen seiner Rechten machte immer der blanke Zylinder mit. „Und da sich die Verdachtsmomente gegen diesen Alveston so häufen ..."

‚Liebe, Arme, Süße!' dachte Wallrode, ‚an diesem edeln Ritter hast du nichts verloren. Und doch: wie symptomatisch, daß er sich von dir zurückzieht — wie symptomatisch. Aber ich bin da — und wie auch alles werden möge — ich bin da ...'

„Wie kommen Sie dazu, anzunehmen, daß sich die Verdachtsmomente häufen?" fragte er kalt.

„Was man so in den Zeitungen liest! Und dann ..." er setzte endlich entschlossen und doch mit Vorsicht den Zylinder neben sich auf den Teppich, „dann weiß ich, ich allein bis jetzt wahrscheinlich den Grund. Und darum komme ich."

„Nun bin ich aber wirklich gespannt."

„Ja, Herr Rechtsanwalt, ich kann den Schlüssel geben."

Er sah Wallrode bedeutend an. Und erst nach diesem festen, wichtigen Blick begann er: „Als ich Ende August nach drüben fuhr, gab mir Ihr Freund, der Doktor Mallinger, den Auftrag mit, mich nach der Alvestonschen Gründung umzutun. Ich konnte von Galveston aus diese Order ausführen, weil ich dort auf den Dampfer zu warten hatte. Von Galveston fuhr ich nach Beaumont und begab mich in den Spindle-Top-Distrikt. Ganz am Rande desselben fand ich ein winziges Grundstück, das vollkommen brachlag und die imposante Aufschrift trug, die wir auf jener kleinen Photographie sahen, die Herr Alveston herumzeigte. Die großen Bauten, die man im Hintergrund auf

jenem Bildchen sah, gehören einer Schmierölfabrik an, die mit den Raffinerieen des Distriktes zusammenhängt und an der Herr Alveston keinen Teil hat. Sie wissen: in Amerika kann jeder tun, was er will, und niemand hindert Sie, die grandiosesten Inschriften und Reklamen zu machen. Wenn Sie über eine Hundehütte etwa ein Riesenplakat aufstellen mit der Firma: United States General Electric Company, gegründet mit zwanzig Millionen Dollar — oder dergleichen, kümmert sich keine Seele drum. Es bedurfte mühsamer Nachfragen, um festzustellen, daß Herr Mark Alveston dieses Plätzchen für ein paar hundert Dollar gekauft hat und daß seither nichts dort geschehen ist, als daß man eben die pompöse Firma über dem Gattertor angebracht hat. Wie es nun auch sonst mit Alveston bestellt sein mag, seine Gründung ist Schwindel. Und ich sage mir als Kaufmann, man braucht keine schwindelhafte Gründung zu inszenieren, wenn man sonst solide dasteht. Also ist es faul mit ihm. Oberfaul. Und er wollte das Geld von Onkel Engelbert. Jawohl. Das ist die ganze Geschichte."

Sehr blaß, mit vollkommener Ruhe im Ton, fragte Wallrode: „Damit kommen Sie zu mir? Warum? Es war Mallingers Auftrag. Haben Sie nicht ihm diese Resultate mitgeteilt? Hat er Sie beauftragt, sie an mich weiterzugeben?"

„Ich habe, sowie ich hörte, daß Herr Doktor Mallinger wieder außer Bett sei, ihn aufgesucht. Er hat meine Eröffnungen mit völligem Schweigen, obwohl mit sichtbarer Erregung, angehört. Und dann, am Schluß, nach langem Besinnen hat er mich gebeten, die äußerste Diskretion über meine so erworbenen Kenntnisse zu bewahren."

„Darf ich fragen, aus welchen Gründen Sie sich gedrängt fühlen, dies Schweigen zu brechen?"

„Aus meinem Gewissen heraus. Ich habe vier Wochen mit mir gekämpft. Endlich fühlte ich, ich müsse Ihnen meine Wissenschaft mitteilen."

„Ich bin Alvestons Verteidiger."

„Eben darum. Mallingers Bitte war durchsichtig für mich. Es ist öffentliches Geheimnis in der Familie, daß er für Margritt schwärmt, schon vor sechs, sieben Jahren für sie geschwärmt hat. Er wollte nicht dabei helfen, ihren Mann an den Galgen zu bringen. Aber Gerechtigkeit muß sein. Und ich dachte ... ich meine ... wenn Sie als sein Verteidiger dem Menschen sagen: Du bist durchschaut ... bring deiner Frau das einzige, letzte Opfer — handle als anständiger Kerl — in dem Revolver, mit dem du den Alten erschossen hast, sitzt wohl noch eine Kugel — wahrhaftig — es wäre ein Ausweg — der beste — man könnte auch nachher sagen: er war irrsinnig — ja, es wäre der Ausweg — er soll als nobler Kerl handeln und ... ja wirklich, es wäre das Beste für alle ..."

Unter dem durchdringenden Blick Wallrodes verhedderte er sich und bückte sich, um seinen Zylinder wieder zu erfassen.

„Besonders für Sie," sagte Wallrode eisig, „weil Sie sich mit William Krügers Tochter verloben wollen und sich einbilden, Krügers könnten an Ihrer Verwandtschaft mit Alveston Anstoß nehmen."

„Ich muß sehr bitten!" sprach Fred, vor lauter Unsicherheit sich mit Hochmut wappnend; „ich meine doch, was ich Ihnen gebracht habe, ist wichtig und beweist Alvestons Schuld."

„Wichtig ist es gewiß. Es erschwert meines Klienten Lage noch mehr. Aber es beweist nichts. Wir Juristen, Herr Engelbert, sehen noch nicht einmal in einem Geständnis immer einen sicheren Beweis. Indizien, auch die schwersten, die scheinbar untrüglichsten, sind oft nichts wie eine Handvoll Samenkörner: wenn der Mühlstein der Wahrheit sich darüber hinwälzt, bleibt nichts von ihnen nach, sie werden zerrieben — sonst freilich gehen sie böse auf. Ich denke, Sie werden den Untersuchungsrichter aufsuchen, sich als Zeuge melden müssen. Es ist meine Pflicht, Sie auf diesen Weg zu weisen."

„Aber Sie sind doch der Verteidiger," brachte Fred naiv heraus. Wallrode durchschaute ja das Bild, das sich dieser korrekte junge Mann gemacht hatte: Alveston sollte einen niedlichen kleinen Selbstmord begehen und dann sollte die Geschichte ganz im Dunkeln bleiben, zur Bequemlichkeit der Familie im allgemeinen und des sich ganz unnötigerweise betroffen fühlenden Herrn Fred im besonderen.

„Glaubten Sie, als solcher wäre ich zu Durchstechereien und Unehrlichkeiten bereit? Oder gar verpflichtet? Im vermeintlichen Interesse meines Klienten? Auch sein höchstes, sittliches Interesse ist unter allen Umständen die Wahrheit. Sie werden ja ein sehr unbequemer Zeuge sein, aber ich hoffe auch trotz Ihrer Aussage immer noch die Unschuld Alvestons zu beweisen."

„Wie gut," sagte Fred Engelbert, um durch ablenkende Worte den Eindruck seines Vorgehens zu verwischen — denn er fühlte dumpf, daß es dumm gewesen war — „wie gut, daß niemand in der Familie auf die famose Alveston Oil Company 'reingefallen ist. Ich glaube, Oskar Gräfenhain hätte es zu gern getan — aus Großmannssucht — er soll sich riesig mit Emilia gekabbelt haben — na, nu wird er sich wohl die Hände reiben."

‚Tante Hanna — Tante Hanna —' dachte Wallrode mit schwerem Schreck. Wo waren ihre hunderttausend Mark?

„Ja, das ist recht angenehm. Vorausgesetzt, daß sich nicht noch alles klärt und daß Alveston noch ganz andre Liegenschaften besitzt als dies Grundstück, welches Sie sahen."

„Ausgeschlossen!" erklärte Fred Engelbert und stand in der Haltung des äußerst Pressierten, „ausgeschlossen! Sie erinnern sich doch der pompösen Empfehlungen, die Alveston mir mitgab? Nun — an keiner, an **keiner** Stelle bin ich auf seine Karte hin empfangen worden."

Und noch einmal quoll im Nachgeschmack all diese bittere Geniertheit vor hochnasigen Domestiken in ihm auf,

die er empfunden hatte, wenn er, nach ein paar fieberhaften Warteminuten in prachtvollen Vestibülen, kalt und nebensächlich abgewiesen wurde, nachdem er sich in freudiger Wichtigkeit hatte melden lassen.

Wenn man ganz in den Untergrund seiner Seele hätte hineinleuchten können, würde man vielleicht gefunden haben, daß er Alveston bloß deshalb Tod und Verderben wünschte, weil er, Fred Engelbert, durch ihn, anstatt Eitelkeiten zu genießen, Demütigungen erlitten hatte.

Als er gegangen war, saß Wallrode lange in schwerem Hinbrüten.

Behrens und Fred hatten seine Hypothese umgeworfen.

Er dachte immer: ‚Die armen Frauen — die armen Frauen!‘

Dies konnte er ihnen nicht ersparen. Margritt mußte aussagen, was sie von den Dingen wußte ... wenn sie etwas wußte ...

‚Heute noch, gleich muß ich mit ihnen sprechen,‘ dachte er.

Aber durch all seine Furcht vor dieser Stunde zuckte plötzlich ein Gedanke. Margritts Mitgift lag unberührt auf der Pennsylvania German Bank in New York. Margritt hatte es neulich erwähnt, als sie sagte, sie wolle den Argus und seine Nachforschungen so hoch bezahlen, als es verlangt werde, und dafür gern ihre ganze Mitgift opfern, da es ihr widerstrebe, zu diesen Zwecken von der Erbschaft etwas zu nehmen — eine Überempfindlichkeit und Unterscheidung zwischen Geld und Geld, deren nur eine Frau fähig war.

Die Tatsache, daß Alveston die Mitgift der Frau nicht einmal zu seinen Gründungen mit herangezogen hatte, warf wie von selbst den ganzen Wert von Engelberts Aussage um.

Ohne sich weiter zu besinnen, richtete er eine telegraphische Anfrage mit Rückantwort an die Pennsylvania German Bank.

Der Tag war vorgerückt. Vielleicht traf die Depesche

drüben erst nach Schluß der Kontore ein. Es konnte morgen Vormittag, ja Mittag werden, ehe die Antwort kam.

Sie würde — sie mußte günstig lauten. Er befahl es dem Schicksal! Er genoß es vorweg, daß er dann sofort Fred Engelbert rufen und ihm sagen werde: Herr, Ihre Nachforschungen nach Alvestons Gründung müssen fragmentarisch gewesen sein und lassen sich nicht zusammenreihen mit dieser soliden Tatsache. Und er wünschte heiß, den Frauen neben dem Schweren, das er mitzuteilen hatte, gleich auch ein beruhigendes Moment bringen zu können.

Indessen ließ sich das Schicksal nichts befehlen, und das Kabel, über das die Wasser des Ozeans rauschten, trug nüchtern und grausam am andern Morgen früh die Wahrheit durch ihn hinüber. Es war diese, daß Mark Alveston überhaupt niemals irgend ein Guthaben oder ein Depot auf der Pennsylvania German Bank besessen hatte.

Neuntes Kapitel.

In das behagliche und fast mit einem Übermaß von Erinnerungsgegenständen und zierenden Kleinigkeiten ausgeschmückte Wohnzimmer Tante Hannas schien die blanke Mittagssonne. Aber es war gerade, als ob das vergnügte Licht des frosthellen Novembertags und die gepflegte Wohnlichkeit des Raums nicht die Oberstimmen hatten. Von den drei in düsterstes Schwarz gekleideten Frauengestalten ging eine beherrschende Note schweren Ernstes aus.

Das alte, immer bewegliche Fräulein saß an dem einen Fenster und stickte mit sehr eiliger Hand, den Faden rastlos auf und nieder ziehend, schwarze kleine Zacken um ein weißes Taschentuch.

Ihr gegenüber am zweiten Fenster hatte Daniela genau

die gleiche Arbeit in den ruhenden Händen. Sie nahm sich ab und an zusammen, stickte ein paar Minuten und gab sich dann wieder ihren Gedanken hin.

Am Sofatisch saß Margritt und schrieb. Ihre Feder hielt oft genug inne. Denn die Tropfen, die sich immer wieder in ihre Augen drängten, wollten getrocknet sein. Sie schrieb an die treue Stütze, jene ältliche Frau, die einst Tante Hannas Beistand gewesen war und nun die beiden Knaben Margritts betreute. Sie teilte der Frau mit, daß sie und ihr Mann sogleich nach der Freisprechung nach Amerika zurückkehren würden. Sollte aber das Entsetzliche, das Unglaubhafte, gar nicht Vorstellbare geschehen und ihr Mann, durch eine Reihe unglücklicher Zufälle zu belastet, dennoch verurteilt werden, so sei das Ende dieser schicksalsvollen Verknüpfung nicht abzusehen. Dann sollte die Frau mit den beiden Knaben herüberkommen, die Trennung von ihren Kindern werde ihr täglich härter, obgleich sie wohl erkenne, es sei eine günstige Fügung, daß sie im Augenblick nicht hier seien und nicht durch die Tränen ihrer Mutter aufmerksam und unruhig würden.

Draußen, unten auf der weiten, breiten Straße, die ja mehr einem in die Länge gezogenen Platz glich, ging eilig und munter das Leben hin. Ein leises Geräusch drang gesellig herauf, und wenn die Frauen hätten hinaushorchen wollen, konnten sie sich durch das Ohr mit der Welt verbunden fühlen.

Aber sie horchten nicht hinaus. Jede von ihnen war ganz einsiedlerisch mit sich beschäftigt. Tante Hanna rechnete sich einmal wieder in heißerzürnten Gedanken vor, wer von ihrer Familie und Freundschaft sich alles zurückzuziehen scheine. Es war gerade, als mache man eine Schuld aus dem Unglück. Als sei sie gesellschaftlich und persönlich weniger wert, weil ein Mitglied ihrer Familie auf dem Markt am Pranger stand — und unschuldig stand! O, Tante Hanna wollte es ihnen nachher, wenn sie nach Alvestons Freisprechung wiederkamen, gründlich sagen,

gründlich. . . . Und dabei jagte ihre Hand mit Nadel und Faden förmlich auf und ab.

Danielas Gedanken waren nicht so erregt und nicht so deutlich. Eine tiefe Trauer voll seltsamer Hoffnungslosigkeiten machte ihr das Wesen schwer. Sie konnte gar keinen Glauben an einen guten Ausgang des furchtbaren Schicksals aufbringen. Sie dachte nicht von fern: ‚Mark ist schuldig.‘ Aber sie dachte unbestimmt: ‚Wir haben kein Glück mehr.‘ Ihrem Temperament war Stillhalten das Schwerste. Gegen das, was als Druck auf ihr und noch mehr auf Margritt lag, konnte man aber nicht kämpfen. Man mußte tatenlos dasitzen und warten, bis der Himmel über ihrem Leben wieder hell wurde. Und das gab ihr jene Stimmung wie an Nebeltagen, wenn man denkt: ‚Die Sonne scheint niemals wieder, niemals . . .‘

Sie dachte an Mark Alveston. Versuchte sich auszumalen, wie seine stolze Ungeduld, seine herrische Art diesen Zustand ertrage. Sie empörte sich gegen die Macht, die ihn zum Gefangenen herabwürdigte. Sie begriff es völlig, daß er aus erbittertem Trotz gegen seine „Kerkermeister“ jede Aussage verweigerte darüber, wo und mit wem er am Unglückstage die Stunden verbracht.

In endlosen Gesprächen erörterte Tante Hanna anfangs jeden Tag von neuem die Tatsache, daß Alveston ja leider sie und Margritt damals am Telephon belogen habe und daß er doch endlich, endlich angeben solle, mit wem er zusammen gewesen sei, es kläre sich möglicherweise alles ganz harmlos auf, sie begriffe sein hartnäckiges Schweigen nicht.

Mit ihrem bleichen, stillen Dulbergesicht hörte Margritt das ewige Gespräch an. Daniela aber flammte immer auf und sagte, daß sie solch trotziges Schweigen verstehe. Es sei furchtbar, furchtbar, sich in jeden Gedanken, jede Stunde von zudringlichen Fragen hineinleuchten zu lassen. Es sei gerade, als habe man das Anrecht an sein eigenstes Leben verloren.

Und weil sie endlich spürten, die drei armen Frauen, daß all diese Erörterungen sie nur noch erregter, empfindlicher, weicher machten, kam zuletzt ein dumpfes Schweigen über sie.

„Daß auch Mallinger zu denen gehören würde, die uns den Rücken wenden, hätt' ich denn doch nicht gedacht," sagte Tante Hanna plötzlich. Bei der Protokollaufnahme, die ihre Gedanken über die erfahrenen Nachlässigkeiten machten, waren sie an die Persönlichkeit des Freundes gelangt. Und nun sprach sie es laut in die Stille des Zimmers hinein.

Margritt sah auf.

„Nein, er wendet uns nicht den Rücken. Der Herbst hat ihn krank gemacht. Das traf mit unserm Unglück zusammen. Ich fühle, daß wir uns auf ihn verlassen können," sagte sie bestimmt.

Sie wollte es Tante Hanna nicht erzählen, daß sie ein Wort von Mallinger besaß, mit dem er alle Zweifel niederschlug. Am Tage nach der Verhaftung ihres Gatten hatte er ihr geschrieben: „Denken Sie an mich als an einen Bruder. Mein Leben, meine Zukunft, mein Vermögen gehört Ihnen, sowie Sie es brauchen. Zweifeln Sie nicht an mir, wenn ich Sie nicht sehe. Ich bin krank und bitte, einsam bleiben zu dürfen, bis sich alles entschieden hat."

Tante Hannas Seelenkunde war ein wenig grobdrähtig. Aber sie, Margritt, ahnte die ungeheuern Erschütterungen, die jetzt durch die Seele des Mannes gehen mochten, der ihr in reiner und wunschloser Liebe ergeben war. Sie fühlte, daß er jetzt ihretwegen litt und fürchtete, zuviel von seinen Leiden und Empfindungen zu verraten. So deutete sie sein Fernbleiben.

Tante Hanna hatte erwogen, halb aus Gutmütigkeit, halb aus Mitteilungsbedürfnis, daß man doch Doktor Mallinger in der Pension Schustermann besuchen wolle. Aber Margritt widersprach diesem Vorsatz mit einer an ihr seltenen Energie.

Und so unterhielten die Frauen mit dem Freund einen wunderlichen Verkehr durch Grüße, Bücher, Blumen, als sei er fern von ihnen, und war doch nur durch eine Hausmauer von ihnen getrennt.

Das Ungewöhnliche war aber so sehr jetzt an der Tagesordnung, daß man sich nicht viel dabei gedacht hatte, bis es jetzt Tante Hanna einfiel, es doch als Flucht aus der Freundschaft aufzufassen.

„Ich will dir dein Gefühl nicht nehmen," sagte Tante Hanna in jenem Ton, der im Grunde dem Hörer doch den Glauben zerstören soll, „aber dies eine ist sicher: Wallrode bewährt sich uns ganz anders. Nun sieht man es. Das ist ein Mann."

‚Ja,' dachte Daniela, ‚ein Mann ist er — ein Mann...'

Sie sann weiter: wie sie fast leidenschaftlich Alveston bewundert hatte ... o, sie bewunderte ihn noch! Obgleich ... sie begriff es nicht, daß er vor Margritt Heimlichkeiten hatte — und die hatte er doch. Und wenn sie auch voll heißen, kindischen Zorns dachte: ‚Ich begreife, daß er sich von niemand ausfragen lassen mag,' dachte sie auch zugleich, seinem Weibe durfte, mußte er ungefragt die Wahrheit sagen. Sie litt doch unter diesem Rätsel. Wenn nicht aus Liebe, mußte er aus Ritterlichkeit ehrlich sein. Ein Mann quält nicht die Frau — nein, ein großmütiger, warmherziger Mann tut das nicht ...

„Er" würde mir nicht so huldigen, wie Mark immer Margritt huldigte. Aber „er" würde mich nie belügen und mich nie quälen, fühlte sie.

Es war so gut und sicher an „ihn" zu denken ...

Manchmal dachte Daniela: ‚Hab' ich mich ihm eigentlich schon gegeben? Er sich mir?' Seit jenem schrecklichen Abend war es so, als gehöre man zusammen. Als gäbe es keine Freiheit mehr, als stehe keine Entscheidung mehr aus ... als bedürfe es kaum noch eines werbenden Wortes ...

Ruhevoll war das — schöne Geborgenheit — der große Jubel und die heißen Worte fehlten.

Schweigend, beinahe nüchtern fühlte Daniela sich in den Zustand einer Braut hinübergeführt — einer Braut, die ihr Liebesglück nicht genießen und nicht laut aussagen darf, weil eine düstere Schickung über der Familie lastete. ...

Ihr war, als sei sie doch um etwas betrogen. Um allen Überschwang.

Anstatt voll stürmischen Entzückens sich einem geliebten Mann in die Arme werfen zu dürfen, stand sie schweigend, in gutem Vertrauen neben einem, den sie hoch achtete und an den sie unbedingt glaubte . . .

‚Das ist auch wohl viel,‘ dachte sie mit einem Seufzer, in dem Dankbarkeit und Resignation sich wunderlich vereinten.

Man hörte fein und durchdringend die elektrische Glocke im Flur.

Die beiden jungen Frauen beachteten es kaum. Aber Tante Hanna, immer voll ungeduldiger Spannung, ob denn nicht endlich der oder die, jene oder dieser käme, ihr seine Teilnahme auszudrücken, dachte gleich: ‚Besuch?‘

Wallrode wurde gemeldet.

Da warf Daniela ihre Stickerei aufs Fensterbrett und ging rasch in das Eßzimmer, eigentlich selbst überrascht von ihrer Flucht.

Im dunkeln Eßzimmer, das nach der Hausmitte zu, hinter der Wohnstube lag, stand sie dann mit Herzklopfen und stützte sich auf eine der hohen Stuhllehnen und versuchte zu horchen. Aber sie vernahm keine deutlichen Worte, nur den Klang von Stimmen, sehr merkwürdig gedämpft.

Im Wohnzimmer stand Tante Hanna freudig vor Wallrode und drückte ihm mit ihren beiden warmen weißen Händen zärtlich die Rechte.

Er lächelte ihr zu, etwa wie man einem lieben, drollig-törichten Kinde zulächelt. Er sah Frau Margritts schmal gewordenes Gesicht und die senkrechte Falte auf ihrer Stirn, die von Qualen, Nervosität und schlaflosen Nächten hineingeschlagen war — eine Narbe des Unglücks.

‚Wie soll ich es ihnen sagen — wie soll ich,‘ dachte er.

Als Schützer und Tröster, als Halt und Beistand dieser Frauen hatte er sich empfunden, und nun sollte er mit lauter zerstörerischen Enthüllungen ihnen weh tun.

Sein Mannesbewußtsein litt darunter. Und doch, es mußte sein.

Er versuchte sie vorsichtig an all dies neue, verderbliche Wissen heranzuführen, erzählte erst die Häufung der Verdachtsmomente und dann endlich, als er spürte, seine Vorbereitungen nahmen den Charakter der Folter an, als die Angst in Margritts Blicken wuchs — wuchs — da sagte er alles.

Die sanfte Frau, deren stille Kraft im Dulden und im Warten er schon lange bewundert hatte, brach nicht in laute Klagen aus. Sie weinte nicht. Sie sank nicht ohnmächtig in sich zusammen.

Nur ihre Augen schloß sie und faltete mit klammernden Fingern ihre Hände im Schoß. So saß sie. Eine, die in einem großen, ehrfurchtgebietenden Schweigen sich zu fassen und zu verbergen suchte — eine, deren Seele sich verstecken wollte vor der Zeugenschaft des Mitleids.

Das alte Mädchen aber stand hilflos — fast dumm — mit einem kläglich-rührenden, einem erschütternden Erstaunen im Gesicht.

„Mein Geld,“ sagte sie fast lallend, „mein Geld — das ist alles Schwindel? — Er hat — er hat mich — betrogen ... o — nein ...“

Sie sagte als erstes „mein Geld“. Aber das war nur das Wort, das sie fand aus dem Tumult ihres Entsetzens heraus: „Das gibt es — das hat einer gekonnt — meine Gläubigkeit belügen — alle belügen — das gibt es — und ich schwärmte für ihn — das gibt es ...“

Ihre gutmütige freundliche Seele, die im Grunde genommen eine Kinderseele geblieben war, gläubig, unerfahren, von den glitzernden Außenseiten der Menschen gleich verführt, die wehrte sich gegen diesen brutalen

Stoß, mit dem sie hinausgejagt wurde in die schnöde Wirklichkeit.

„Nein!" schrie sie förmlich, „nein! Ein Schuft — ein Schuft?!"

Da öffnete die blasse Frau die Augen, als erwache sie aus einer tiefen Schmerzversunkenheit.

„Meinst du — meinen Mann?" fragte sie wie eine, die noch nicht genau hört, noch nicht klar denkt.

„Du willst ihn doch nicht in Schutz nehmen!" rief das alte Fräulein.

Rasch, erhobenen Hauptes, zur Energie des Zorns emporwachsend, der den Schmerz für den Augenblick betäubte, ging sie im Zimmer hin und her, bereit, auch ungerecht sich gegen Margritt zu wenden, weil sie jenes Mannes Frau war.

„Er ist der Vater meiner Knaben," sprach Margritt in einer so stillen, duldenden Würde, daß Wallrode sich auf die Lippen biß und sich zusammennehmen mußte, um nicht zu gerührt zu werden.

„Ja," sagte Tante Hanna erregt, „ja — verzeih — es kann vielleicht auch noch alles seine Erklärung finden — aber mich zu bestehlen — mich! mein ganzes Leben war Entsagen! Und nun soll ich auch noch arm sein — arm."

Sie weinte von neuem leidenschaftlich auf.

„Werden Sie nun — Marks Verteidiger bleiben wollen?" fragte Margritt leise.

Von dieser Frage ward Wallrode überrascht und betroffen. Sie schien zu verraten, daß geheime Überzeugungen in der Brust der jungen Frau lebten. . . .

„Wenn meine Aufgabe sich vielleicht auch verändert hat, wenn ich vielleicht keinen Unschuldigen zu retten, sondern einem Schuldigen beizustehen haben sollte, ich löse mein Wort ein," sprach er. „Aber ich bitte Sie — hoffen Sie noch. Viel Schweres häuft sich und kann dennoch so trügerisch sein."

In diesem Augenblick kam Daniela herein. Vielleicht

im Trotz gegen ihre überraschende Befangenheit, in der sie geflohen war. Vielleicht dennoch von einer nur halb eingestandenen Sehnsucht nach dem Mann getrieben. Vielleicht auch, weil sie nach klagenden Rufen und lautem Weinen plötzlich verhaltene Stimmen fast scheu sprechen hörte.

Das alte Fräulein, beim Anblick der noch unwissenden Gefährtin all dieses Jammers, von neuem ihren Zorn und Gram, ihre Angst und Demütigung fühlend, fiel ihr gleich um den Hals und schluchzte: „Er hat es doch getan. Doch! Und ein Dieb und Betrüger ist er. Und mein Geld ist fort und Margritts — alles, alles fort — und wir sind verlassen und verraten."

Daniela verfärbte sich beängstigend. Sie hielt mechanisch den zitternden und von schwerem Schluchzen erschütterten Körper des alten Mädchens an sich gepreßt und sah über den großen Kopf hinweg, der an ihre Schulter sich lehnte, starr in Wallrodes Gesicht und sah, wie blaß es war und wie gequält sein Ausdruck. Langsam ging ihr Blick hinüber zur Schwester.

Die saß still, den Hinterkopf gegen die Wand gelehnt, mit geschlossenen Augen. Wehrlos den Schlägen des Schicksals sich darbietend — eine Hoffnungslose.

„O — mein — Gott," sagte Daniela leise.

Dies alles war mehr, als die Großmut und die Liebe eines Mannes ertragen konnten.

Er trat an Daniela heran. Er nahm fest ihre freie Hand und umschloß sie mit warmem Druck.

„Daniela," sagte er mit bewegter Stimme, „es ist eine sehr trübe Stunde, zu düster vielleicht, um in ihr sich mit glückseligen Hoffnungen zu beschäftigen. Und dennoch — gerade sie zeigt es mir — ich darf nicht länger schweigen — was wir wissen seit jenem traurigen Abend, muß ausgesprochen werden, damit ich das Recht habe, nicht nur als der Beistand der Ihren, nein, als Ihr Familienmitglied neben Ihnen allen zu stehen."

Tante Hanna richtete sich auf, den Worten staunend, mit blitzschnell wiedererwachendem Mut nachhorchend — sie trat von Daniela zurück — sah sie in atemloser Spannung an.

Herzlich und klar, die Geliebte mit tröstlich liebevoller Zärtlichkeit ansehend, sprach er weiter: „Daß ich Sie liebe, Daniela, wissen Sie seit langer Zeit. Schwer habe ich mich, viele, viele Monate lang mit Zweifeln geschlagen, ob ich mir Ihre Gegenliebe würde erringen können. Aber nun habe ich den fröhlichen, den guten Mut: auch Sie fühlen, daß wir zusammengehören. Werden Sie meine Frau. Geben Sie mir das Recht, aller Welt zu sagen, daß Sie es werden wollen."

Alles versank für Tante Hanna. Sie stand wie berauscht. Ja, das war Liebe. Das war vornehm, so handelte ein Mann.

Auch Margritt, mit groß geöffneten Augen, zuckende Rührung im abgezehrten Gesicht, horchte auf.

„Heute," sagte Daniela leise, „heute sagen Sie es mir. ..." Ihre Stimme brach.

Sie preßte ihre gefalteten Hände gegen ihre Augen, als wolle sie mit starkem Druck von außen die Tränen zurückdämmen, die sich empordrängten.

„Ja, teures Kind — heute!" sprach er ernst und zog sie an sich und hielt sie fest umschlossen.

Daniela ließ es geschehen, fast ohne sich zu bewegen. Ihr Gemüt war auf das tiefste erschüttert. Sie fühlte, wie viel Großmut und Hingabe, wie viel Treue und Güte in diesem Mann war. Heiße Dankbarkeit wollte sich jauchzend in ihr erheben — und erlahmte schon im Aufflug, eben weil sie Dankbarkeit war.

Sie dachte daran, wie lange sie unschlüssig seinem stillen Werben gegenübergestanden. Und nun, wo sie und die Ihren so tief im Unglück waren — ach, in mehr als in Unglück — in Schmach — laut hinausgerufen ward ihr Name von allen Neugierigen, Sensationslüsternen und

Schadenfrohen — jetzt, in dieser Lage sollte sie die Hand annehmen, die sie so lange nicht hatte sehen wollen?

Nein, dazu war er zu gut und sie zu stolz.

Und dann war noch ein andres Gefühl in ihr — das einer flauen Enttäuschung — als fehle diesem Augenblick der große Pathos — trotz aller Schwere, die in ihm war, trotz der drohenden Schrecknisse. ...

Daß er vor Zeugen zu ihr sprach — daß er es ruhevoll und nüchtern sagte. ... Sie wußte ja: in ihm war kein Überschwang — vielleicht nicht viel Poesie — feste, gute Klarheit war sein Wesen — kein Feiertagszauber war darin. ... Einfach war es. ... Das alles fühlte sie und litt, weil sie sich nicht daraus zu erheben vermochte.

Sie weinte. Und der Mann ließ sie ruhig ausweinen, gab ihr dann einen herzhaften Kuß und sprach mit gerührtem Lächeln: „Nicht wahr, mein Liebling du — nun wollen wir zwei der Schwester tapfer beistehen?"

Margritt kam heran und nahm die Hand, die er ihr entgegenstreckte, und Tante Hanna umarmte ihn und dann Daniela und wieder ihn und sagte, daß dies doch ein Lichtblick im Entsetzen dieser Zeit sei.

Und darüber faßte Daniela sich.

„Ja," sprach sie, „ich will deine Frau werden, und ich danke dir heiß, daß du gerade diese Stunde wählen willst, dich zu uns zu bekennen. Aber wir — ich — nein, ich nehme das nicht an — jetzt nicht. Wenn unsre Lage geklärt ist — wenn wir wieder stille, unbeachtete Menschen geworden sind — wenn man uns und all den Lärm um Vaters Tod vergessen hat — dann — ja dann — früher nicht — nein!"

Das war wieder die herbe, heißblütige, von ihren gärenden und unreifen Empfindungen noch abhängige Daniela, mit deren Wesen er sich so lange herumgeschlagen hatte. Er sah: das demütigte sie, daß sie Großmut in seiner Werbung spürte. Das tat ihm weh, denn er meinte, in der Liebe zwischen rechtschaffenen Zweien gebe es so

etwas gar nicht wie Großmut hier und Demut dort. Man steht zusammen, wenn schwere Zeiten kommen. Und damit basta. Und dennoch war auch etwas darin, was ihm gefiel — es war ja eben dieses noch unreife, von geheimem Temperament sprühende stolze Kind, das er liebte.

„Daniela!“ rief Tante Hanna, vor Enttäuschung aufweinend.

Wallrode, der einige Augenblicke mit strenger Stirn und in der starken Aufwallung, die ihre Weigerung in ihm hervorrief, hin und her gegangen war, blieb vor ihr stehen und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Wie du es willst, so soll es sein. Es ist mir Glücks genug, daß ich's endlich weiß: mein bist du und bleibst du. Und auf die Verlobungsanzeige im Wochenblättchen kommt mir's nicht an.“

Aber gerade darauf kam es Tante Hanna an. Als Wallrode fort war, erging sie sich leidenschaftlich in Betrachtungen darüber, daß man es sich in einer so furchtbaren Lage doch nicht versage, eine so ehrenvolle Neuigkeit der Welt mitzuteilen.

Als sie dann spürte, daß Margritt jedes ihrer Worte wie eine Grausamkeit empfand und vor Schwäche und Seelenschmerz sich kaum aufrecht hielt, wurde ihr Gemüt von Mitleid mit ihr und mit sich selbst übermannt und all ihr Zorn löste sich in Jammer auf. Und immer wieder fragte sie, wie man töricht und unbestimmt ins Blaue hinein das Schicksal fragt: Warum dies alles? Und warum gerade uns? Aber das Schicksal ist kein konstitutioneller Regent, dessen Handlungen von parlamentarischen Mehrheiten getragen werden — es ist ein finsterer Autokrat, der seine Entschlüsse unbegründet, jäh hinauswirft, wie rätselhafte Aphorismen. . . . Man kann nichts, wie in dumpfem Staunen sich vor ihm bücken. —

Wallrode schritt guten Mutes in den frischen, windigen Tag hinein. Er dachte halb gerührt, halb froh vor sich hin: ‚Das war nun also meine Verlobung! So Tür an

Tür mit einem rätselhaften Kriminalfall — wunderliches Leben. Ja, nun hab' ich eine Braut — eine Braut! Na, zu schaffen wird sie mir ja noch manchmal machen — die krieg' ich nicht so leicht in die Hand. ... Will ich auch gar nicht — soll ihre Art behalten — ihre Art gefällt mir — es wird eben die Arbeit des Sichaneinanderpassens sein ... ich muß mich auch 'n bißchen unter die Lupe nehmen — weiß wohl: mir fehlt der galante Zug — und den entbehrt eine junge Frau nicht gern — ist auch unrecht — so 'n bißchen Zartheit und Schmuck des Gefühls ist ihnen nötig —'

Und er revidierte gewissermaßen seine junggesellenhaften Rauheiten und Derbheiten und nahm sich die liebenswürdigsten Dinge vor, mit einem kleinen Bedenken im Hintergrund, ob ihm die Rittertugenden so recht lägen. Er hatte bei alledem das glückliche Gefühl: nun sieht man seine Zukunft vor sich und weiß, für wen man arbeitet! Man hängt nicht mehr zwecklos in der Welt herum. ...

Erst als er sich dem Holstenplatz näherte, überfiel ihn mit einemmal wieder das Bewußtsein davon, zu wem er gehe!

Die Zukunft und all seine linden, zärtlichen, von einigen humoristischen Zweifeln an sich selbst begleiteten Vorsätze verschwanden wie in der Versenkung. Er war mit scharfen und sehr konzentrierten Gedanken bei der schweren und rätselvollen Gegenwart.

‚Der große Fall, nach dem ich mich so lange gesehnt habe, der Fall, der mich in die Mode, in die erste Reihe der Rechtsanwälte bringen sollte, das ist nun der Fall meines Schwagers,' dachte er.

Und es durchfuhr ihn: ‚Das Kind, die Liebe, Eine hat doch recht gehabt. Es ist taktvoller, wir posaunen unser Glück jetzt nicht in die Welt hinaus. Ich stehe unbefangener vor den Schranken neben meinem Klienten —'

Ihm wurde doch beklommen zu Mut, als er den Kor-

ridor entlang schritt, geleitet vom Aufseher, der ihm Alvestons Zelle aufzuschließen hatte.

‚Was bring' ich diesem Mann!' dachte er, ‚wie wird er es ertragen! Was mir sagen! Was gestehen!'

Er fühlte, daß er einer Stunde entgegenging von so schwerem Ernst, wie sein Berufsleben ihm sie bisher noch niemals auferlegt hatte.

Eine neue Erkenntnis stürmte förmlich auf ihn ein. Er fühlte, was das ist: Verteidiger eines Schuldigen sein.

Da erst, da lagen vielleicht die letzten und tiefsten Aufgaben seines Berufes. Wie leicht ist es, die Gerechtigkeit für einen Unschuldigen anzurufen. Wie rasch findet Entrüstung über fälschliche Anklage, Angst vor Justizmord, Eifer und Mitleid das flammende Wort und all die entlastenden Umstände, die den ungerecht Beschuldigten reinigen und ihm die Freiheit seiner Person, die Reinheit seines Rufes zurückerobern.

Aber den Schuldigen schuldloser zu zeigen, der bösen Tat die mildernden Gründe aufzuspüren, das Verbrechen mit seelischen Begründungen menschlich verzeihlicher zu machen — das war erst die große, die barmherzige, die vielleicht im höchsten Sinn christliche Aufgabe seines Berufs.

Wallrode spielte sich selbst nichts vor: es war ihm unmöglich, noch an die Unschuld Alvestons zu glauben. Ja, die Tat erschien ihm jetzt kaum mehr — obenhin gesehen — der Begründung zu entbehren. Sie schien nur rätselhaft, wenn man die nicht wegzuleugnende Bedeutsamkeit der Persönlichkeit des Schuldigen bedachte.

‚Ich werde es wissen ...,' mit diesem Gedanken schritt er über die Schwelle.

Alveston sprang auf. Er hatte über Berechnungen gesessen und sich die Summen notiert, die er bei den Kurssteigerungen gewinnen mußte, sobald er die Aktien der Alveston Oil Company auf den Markt bringen konnte.

Da sein Verteidiger erst gestern bei ihm gewesen war, hatte er ihn heute noch nicht wieder erwartet. Er nahm

das unvermutete Erscheinen für ein gutes Zeichen und sagte lebhaft: „Ah — Herr Rechtsanwalt — die Gesandtschaft hat telegraphiert? Meine Sache löst sich gut?"

Er schüttelte ihm die Hand. Und Wallrode sah dabei, wie von einem inneren Zwang getrieben, diese Hand an, welche die seine ergriffen hatte, und sah die langen, weißen, ringlosen Finger, wie der Kutscher Lübbers sie beschrieben hatte . . .

„Nein. Ihre Sache löst sich nicht gut. Sie hat sich in einem Grade zugespitzt, daß sie fast hoffnungslos geworden ist, wenn Sie nicht vollkommen wahr gegen mich sein wollen, wenn Sie mir nicht Rätsel lösen wollen oder — können," sprach Wallrode.

Alveston verlor nicht seine offene, fast heitere Miene. Mit der Raschheit und Verbindlichkeit seines Wesens, die ihn nie verließen, schlug er vor, daß man sich setzen wolle und daß er nicht wenig begierig sei, zu hören, was die bedeutungsvollen Worte und der feierliche Ausdruck in Wallrodes Gesicht zu offenbaren hätten. Und er setzte lächelnd und mit einer liebenswürdigen Nachsicht hinzu: „Es ist ein wenig Gewohnheit deutscher Menschen, feierlich auszusehen."

Wallrode ärgerte sich über sich selbst. ‚Ich habe nicht feierlich auszusehen,' dachte er, ‚das ist dilettantisch.' Und auch sein schweres Herzklopfen ärgerte ihn. Die Spannung, die sich seiner bemächtigte, war ihm fast unerträglich. Und der Mund war ihm trocken davon.

„Herr Alveston," sagte er, als sie am Tisch unterm Fenster einander gegenüber saßen, „wir, die Frauen und ich, wissen jetzt und das Gericht muß und wird es durch die Zeugenaussagen erfahren, daß Sie nicht der vermögende Mann sind, für den Sie sich auszugeben schienen, daß Ihre Alveston Oil Company nichts ist wie ein noch brachliegendes Stückchen Land mit einer pompösen Inschrift und daß die fünfzigtausend Mark Ihrer Frau, die nie berührt zu haben Sie vorgaben, gar nicht bei der

Pennsylvania German Bank deponiert sind, niemals dort deponiert waren."

„Ah —" stieß Alveston heraus. Es schien, als werde er um einen Schein bleicher. Vielleicht schien es auch nur so. Denn er mußte doch darauf vorbereitet gewesen sein, daß diese Wahrheit eines Tages ihm vorgehalten werden würde.

„Nun — und?" fragte er nach knapper Pause mit einer monumentalen Unbefangenheit und sah Wallrode so gerade an und so fest, wie wenig Menschen zu blicken vermögen. Es war ein bezwingender Blick.

„Sie begreifen, wie es Ihre Lage verschlimmert. Dem reichen Alveston war kein Grund nachzuweisen, warum er den alten Schwiegervater aus der Welt hätte räumen wollen. Einem Mann, der sich in verzweifelter Lage befindet, ist eine verzweifelte Tat zuzutrauen."

„In verzweifelter Lage? Ich? Lieber Herr, Sie scheinen mir da Dinge mit einem simpeln Wort zu beurteilen, die viel zu kompliziert sind, um sich knapp benennen zu lassen. Ich befand und befinde mich nicht von fern in einer verzweifelten Lage."

„Sie leugnen, was dies Telegramm beweist," er nahm es aus seiner Mappe, „und was Herr Fred Engelbert aussagen muß, der im Spindle-Top-Distrikt war und Ihr Grundstück sah?"

„Ah — dieser junge Mr. Fred Engelbert? Sieh an. Hat mich in Amerika ausspüren wollen?" sagte er, beinahe objektiv amüsiert. Und dann setzte er mit starkem Ausdruck hinzu: „Ich leugne nichts. Aber ich hoffe, die Damen ängstigen sich deswegen in keiner Weise. Man soll sie nicht mit törichten und unverständlichen, lückenhaften Berichten beunruhigen."

„Die armen Frauen sind wie geschlagen. Ihre Frau, Herr Alveston, ist wie immer in der stillen Haltung einer, die vornehm zu dulden versteht. Tante Hanna jammert um ihr Geld. Es war die größte Hälfte ihres sehr

kleinen Vermögens, mit dessen Zinsen sich einzurichten ohnehin ihrer ganzen Kunst bedurfte."

Alveston schlug wie voll Entrüstung leicht mit den Fingern gegen die Tischkante. Dann stand er heftig auf und ging mit seiner Gentlemanhaltung aufrecht, doch hastig hin und her.

„Krämer sehen dies. Krämer wägen es, urteilen darauf los, so weit ihr Blick reicht. Es ist der Blick, der das Einmaleins lesen kann. Nicht der, der die Zahlen sieht, die dahinter stehen," sprach er leidenschaftlich. „Tante Hanna soll nicht weinen. Man gebe mir meine Freiheit und in wenig Wochen habe ich Millionen in der Hand."

„Ich geniere mich nicht, Ihnen einzugestehen, daß ich allerdings nicht die Zahlen sehe, die noch hinter dem Einmaleins stehen sollen," sagte Wallrode ruhig.

Und der andere begann leidenschaftlich: „Weil ihr keine Phantasie habt. Und nicht begreift, daß auch der Geschäftsmann eine Phantasie braucht, kühner, als die aller Künstler, aller Ingenieure, aller Eroberer. Denn er will die größte Macht erobern, die es auf Erden gibt: die des Geldes. Er will die raffinierteste aller Techniken in Betrieb setzen: die des Ineinandergreifens der verschiedenen Geldinteressen. Er will die schönste aller Kunstschöpfungen vollenden: das Riesenvermögen in einer Hand."

„Das weiß ich wohl. Unsre deutsche Industrie, unsre deutsche Presse, unser deutscher Großhandel, unsre deutsche Schiffahrt beweisen es, daß auch bei uns die großen Geschäftsleute der kühnen Phantasie nicht entbehren," sprach Wallrode in seiner einfachen Art des Vortrages, die das Betonen nicht liebt, weil würdige und stolze Tatsachen dessen nicht bedürfen. „Aber diese Phantasie spinnt ihre Zukunftsbilder von einer festen und soliden Basis aus. Die Ihrige scheint nur zu fliegen — das ist keine Phantasie, das ist geschäftliche Phantastik."

Er unterdrückte ein andres Wort. . . .

Alveston hörte niemals Einwände, die seinen Gedanken-

flug herniederholen und in der begrenzten Rennbahn einer nüchternen und kritischen Debatte sperren wollten.

Er stand förmlich in Flammen.

„Ohne Schwungbrett sich mit kraftvollem Stoß aus den Dunkelheiten einer unbemerkten Stellung hinausschwingen! Das ist die höchste und feinste Kunst des Intellekten, der sich zum Reichtum berufen fühlt. Man gebe mir meine Freiheit und ich will diese Kunst Ihnen und der Welt zeigen. Es ist wahr, ich habe in Deutschland und besonders im Familienkreise meiner Frau Abnehmer für meine Ölaktien gesucht und nicht gefunden. Es war ein Zeitverlust. Ich werde jetzt in Amerika spielend finden, was sich hier nicht ergab. Man wird auf meinem Grundstück anfangen zu bohren. Man wird Öl finden. Viel oder wenig. Schlechtes, gutes. Das ist ganz egal. Das alles ist nur Vorwand, Name, Szene. Das Geschäft, das eigentliche, große, wird sich an der Börse abspielen. Es wird mir gelingen, meine Aktien zu anständigem Kurs einzuführen, sie werden rasch steigen, steigen, mein lieber Herr, daß ihre Nennung die Gewinnhungrigen berauscht. Eine Hand wird sie der andern entreißen. Ich werde verkaufen, zurückkaufen, wieder verkaufen. Das Agio wird zwischen meinen Fingern bleiben und sie werden sein wie die des Königs Midas: was sie berühren, wird sich zu Gold wandeln. Ich werde Millionen verdienen, und wenn nach zwei, drei Jahren ein neues Papier und ein andres Unternehmen mit brausendem Geräusch sich heranwälzt und die Alveston Oil Company plötzlich ins Nichts zurücksinkt, kann es mir egal sein, ich bin dann reich!"

Er sprach dies letzte Wort mit so viel Größe, Begeisterung und heißem Jubel, daß Wallrode einen leisen, nervösen Schauder empfand — und er war doch sonst wahrhaftig nicht nervös.

Er sah es, es kam diesem Mann nicht von fern die Idee, daß er ein Schwindelgeschäft zu inszenieren hoffte.

„Und die, die jene Millionen dann verloren haben, die Sie gewannen?“ fragte er.

Alveston erhob sein Haupt noch höher und sah ins Unbestimmte hinaus.

„Wer Geld verliert und es sich in solchen Geschäften abnehmen läßt, hat nicht verdient, es zu besitzen. Es war in seiner Hand kein Kulturinstrument. Ihm war nur die Rolle des Lastträgers vorbestimmt, der das Geld heranzubringen hat. Der Intellekte, der die Mächtigkeit der Ideen und des Willens hat, war berechtigt, es ihnen abzunehmen. In seinem Besitz trägt es zum Ruhm und zur Größe des Landes bei. Ich will, ich muß einer der großen Amerikaner werden, deren Namen eine Macht auf der Erde bedeuten, eine größere vielleicht, als eure unüberwindlichen Armeen.“

„Und die Tränen, die an so erobertem Besitz hängen, würden Sie nicht stören?“

„Ich sehe sie nicht. Ich empfinde sie nicht. Ich empfinde nur mich! Das ist mein Recht. Ich darf mich durchsetzen, weil ich ein Vorbestimmter bin, mit den Fähigkeiten zur Macht. Verwerte dich! Dies ist das Wort, das uns die Gegenwart sagt.“

Er machte eine ganz kurze Pause. Und fuhr dann voll Hochmut fort: „Und ich, Mark Alveston, der an den Türen einer riesigen Zukunft steht, ich sollte diesen unbedeutenden alten Mann mit dem bißchen kleinbürgerlichen Vermögen um des Vorteils willen erschlagen haben?! Sie glauben es nicht, lieber Herr. Sie nicht. Und Sie werden es dem Gericht beweisen.“

Wallrode wollte sprechen. Aber schon fuhr der andre mit großer Ungeduld fort: „Man gebe mir nur endlich meine Freiheit wieder — man nehme eine Kaution an — man lasse mich endlich zu meinen Unternehmungen zurückkehren. Es ist unerhört, einen freien Amerikaner festzuhalten auf die Aussagen von ungebildeten Leuten aus so unruhevollen Berufskreisen“

„Man wird Ihnen Ihre Freiheit nicht wiedergeben. Man wird es vielleicht — niemals,“ sprach Wallrode sehr leise. Er mußte sich zwingen, den andern Mann fest ins Auge zu fassen — es war etwas in ihm, eine Scheu, ihn so zu beobachten, eine tiefe Verlegenheit und eine zitternde Spannung — er wünschte den Blick abwenden zu dürfen. Aber Alveston sah ihn seinerseits ganz unverwandt an, in kaltblütiger Erwartung.

Und da begann Wallrode zu sprechen: von der unumstößlichen Ehrenhaftigkeit der Hauptzeugen und von der neuesten, schwersten und belastendsten Aussage — von der Beschreibung, die der Kutscher Lübbers von den Händen, den schönen, weißen, schmalen, ringlosen Händen seines Fahrgastes gegeben. . . .

In Alvestons Antlitz ging nichts Offenbarendes vor. Er senkte die Lider und sah, eine mit der andern streichend, seine Hände an.

Er schwieg.

Wallrode ließ ihn schweigen und wartete.

Alveston ging einmal in dem kleinen Raum auf und ab, blieb wieder stehen und stand dann dem Wartenden abgewandt. Er legte die eine seiner Hände flach und etwas erhoben gegen die Wand und stemmte die andre in die Seite. Ein wenig geneigten Hauptes stand er so und schien tief nachzudenken.

Wallrode wagte nicht, ihn zu stören.

Was konnte, was mußte alles in ihm vorgehen? Vielleicht Entscheidendes. Vielleicht rang er mit sich um die Kraft zu einem Geständnis. Wenn er eines zu machen hatte . . .

Sein unbezwinglicher Hochmut, sein fanatischer Glaube an sich selbst hatte Wallrode doch beklommen gemacht und das, was ihm vor einer Stunde noch klar geschienen, wieder seltsam unsicher und phantastisch verwirrt.

Und dabei sah er immer, wie bezwungen, zu der Hand hinüber, die sich von dem grauen Ölanstrich der Mauer,

gegen die sie lag, wie aus weißem Marmor modelliert abhob.

Die Minuten liefen ihren lautlosen Lauf. Man spürte nicht, wie viele es ihrer waren.

Und eine große Stille breitete sich aus, schien zu wachsen, immer tiefer zu werden. Das Leben lag fern. Es war wie eine Pause im Dasein dieser beiden Männer — dies vollkommene Schweigen. . . .

Als Alveston sich plötzlich wie in kraftvoll gefaßtem Entschluß aufrichtete, empfand Wallrode es wie Schreck.

Er stand auf, weil der andre auf ihn zukam.

Alvestons Gesicht erschien beinahe grau. Aber sein Ausdruck war kühn und fest. Seine eiserne Ruhe war der Spannung, unter der Wallrode litt, so sehr überlegen, daß es fast aussah, als habe dieser ein Urteil zu erfahren . . . als sei es seine Zukunft, die an diesen nächsten Minuten hing — als sei der andere der Beherrscher der Stunde — als ruhten in seiner Hand die Schicksale . . .

Atemlos sahen sie einander an . . .

„Ja," sagte Alveston, „ich war an jenem Abend zwischen sechs und sieben draußen. Ich war es, der hinausfuhr, töricht vermummt. Ich — ja — ich. Ich!"

Und wieder eine Pause . . . Wallrode fühlte, daß seine Gedanken umherjagten — wie in einem tollen Reigen. Er empfand in dem Tumult einige erkennbare Stichworte — wie Meilensteine, die bleich und deutlich bei tollem Nachtritt am Dunkel des Straßenrandes auftauchten: Mord oder Totschlag? — arme Frau — arme Liebe, Süße — Zusammenbruch von Glück und Ehre — hoffnungslose Zukunft — welche Not, diese Tat zu verteidigen — Zuchthaus? Zuchthaus? — Tod? Tod?

Und ein Schauder lief kalt und fatal durch seine Adern.

„Aber ich habe den alten Mann nicht erschossen," sprach Alveston sehr fest.

Ja, ganz fest sprach er es aus. Mit eiserner Bestimmtheit.

„Alveston — Mann — nehmen Sie Ihren Verstand zusammen — wer soll Ihnen das glauben? Ich kann es nicht — nicht einmal ich.“

Wallrode legte die Hand gegen die Stirn.

Toll war dies — toll. Zugeben und ableugnen in einem Atem. Sagen: Ich war zur Stelle, aber nicht ich schoß aus dem Nebel heraus auf den friedlichen Alten . . .

Und eine starke männliche Ungeduld kam über ihn und verscheuchte endlich die seltsame, fast beklemmende, ja suggestive Wirkung, die von dem kalten, kecken Mann auf ihn hinüberkam.

„Ich würde mich, trotz des Ihrer Frau gegebenen Wortes, doch veranlaßt sehen, Ihre Verteidigung niederzulegen, wenn ich den dringenden Verdacht fassen muß, Sie wollen mich, Ihren Verteidiger, belügen,“ sagte er in seiner ganzen ungeschminkten Art, derb, geradeaus. „Sie haben zugeben müssen, daß Sie in der Mordstunde zur Stelle waren. Wem in der Welt wollen Sie beweisen und womit, daß Sie es nicht waren, der schoß? Jedermann wird fragen: was konnten Sie da draußen heimlich zu tun haben? — ich frage Sie das auch. Und Sie werden mir keine Antwort zu geben wissen.“

„Nein,“ sagte Alveston und sah dem andern fest ins Auge mit einem seltsamen, bohrenden Blick — und fast farblos schienen seine Augen — langsam sprach er, als hänge an jedem Wort ein Bleigewicht . . .

„Nein. Ich kann Ihnen keine Antwort geben! Ich sagte es Ihnen schon gestern: man hat oft die Ehrenpflicht, zu schweigen.“

„Machen Sie keine mysteriösen Redensarten. Gestern streifte das Gespräch über die Gründe Ihrer Verschwiegenheit Frauenzimmergeschichten. Die kommen aber draußen nicht ins Spiel!“ sprach Wallrode mit wachsendem Zorn

und auch peinlich erregt durch diesen durchdringenden und zugleich fast erlöschenden Blick des andern.

„Wissen Sie das?“ fragte Alveston lauernd und schwer.

„Aber da wohnt ja fast kein Mensch außer ...“ Das Wort stockte ihm auf der Lippe. Mit halbgeöffnetem Mund, starr sah er den andern Mann an.

Der ließ ihn warten, ein paar Herzschläge lang.

Wallrode fühlte, daß ihm das Blut im Gesicht brannte. Sein ganzes Manngefühl bäumte sich feindselig auf gegen die Angst, die sich auf ihn stürzen wollte wie ein Ungeheuer ...

„Ich verbiete Ihnen — selbst Ihnen, einen Namen auszusprechen,“ sagte Alveston leise.

„Was verbieten Sie mir? Was?“ brachte der andre heraus.

Seine Fäuste ballten sich.

„Sie verleumden da eine! Ja, das tun Sie. Durch Ihre Andeutung ... Was heißt das? Mensch — Mann ...“

„Ich verleumde niemand. Ich mache keine Andeutung. Nehmen Sie an, ich habe eine Sinnlosigkeit begangen — nehmen Sie an, ein wahnwitziges romantisches Gefühl habe mich töricht handeln lassen. Nehmen Sie an, was Sie wollen, nur fragen Sie mich nichts. Und glauben Sie mir, ich bin nicht der Täter.“

Er hatte seinen stolzen Ausdruck zurückgewonnen.

„Oh,“ brachte Wallrode heraus, „oh ...“

Er setzte sich an den Tisch, stemmte die Ellbogen darauf und drückte seine Fäuste gegen die Stirn, um zu denken, zu denken.

Ein Blitzstrahl war in sein Gemüt gefahren und hatte darin die sengenden Flammen der Eifersucht entzündet.

Welchen Namen sollte er nicht aussprechen? Oh, dies leise, geheimnisvoll betonte Verbot hatte ja eine Stimme wie die Posaunen von Jericho: laut und dröhnend schrie sie aus, was all sein Glück umwarf.

Sie! Sie! Die Liebe? Die Eine?

Er kämpfte verzweifelt gegen dies Unerhörte an. Nein sagte er sich, das ist nicht wahr.

Was — nicht wahr? Was hatte er denn gesagt? Gemeint? Was verraten? Das ist doch Wahnsinn.

Sie liebt mich, sie ist mein. Vor einer Stunde hat sie es mir gesagt, daß sie meine Frau werden will.

Ja, das. . . . Aber daß sie mich liebt — das hat sie nicht gesagt. Es war keine jauchzende Freude in ihr. Die jubelt auf, auch noch in allen Schrecken dieser Zeit hätte sie aufjubeln müssen, wenn sie da wäre, im Herzen gewartet hätte . . . die Bewerbung des Mannes bedeutet der wahrhaft Liebenden immer so etwas wie Erlösung. Sie aber war nicht wie eine, die aus Hangen und Bangen erlöst ward — sie wich eher zurück. — Ja, das hatte sie getan . . .

Auf einmal erschien ihm ihre Weigerung, sich schon vor der Welt als seine Braut zu zeigen, die Weigerung, die ihm vorhin klug und vornehm gedäucht, auf einmal erschien sie ihm wie eine Beunruhigung — wie ein Zeichen, daß sie dafür geheime Gründe habe — andre als die des Stolzes —

Er sah wieder ihr heißes Erröten, wenn Alveston sie anredete, und sah das bedeutungsvolle, huldigende Lächeln dieses Mannes. Er sah Danielas Blick aufglänzen, wenn sie von Alvestons Unternehmungsgeist und seinem stolzen Wesen sprach . . .

Wie oft hatte er in jähem Schreck darunter gelitten . . .

Dieser Mann hatte ihre phantasievolle und nach dem Ungewöhnlichen lechzende Seele beunruhigt . . .

Nur beunruhigt?!

Wie, wenn da mehr gewesen wäre — wenn der, den er die Heiligkeit der Ehe einmal hatte eine „fixe Idee“ nennen hören, wenn der versucht hatte, sie sich zu erobern. . . . Wenn hinter den Kulissen des friedlichen und ein wenig banalen Familienlebens ein geheimer Kampf geführt worden wäre — wenn da verzehrende, rücksichts-

lose Begierden ein durch ihr eigenstes Wesen gefährdetes Mädchen umworben hätten ...

Entsetzlicher Gedanke ...

Und wenn sie schwach gewesen wäre? ...

Er stöhnte auf und drückte seine Fäuste noch härter gegen die Stirn ...

Man schleicht nicht ohne Grund in phantastischer Vermummung in der Nähe der Begehrten herum ...

Und selbst wenn es denn nur Beunruhigung, nur Versuch gewesen, geblieben wäre — zuviel schon, unerhört schon der Geliebten gegenüber. Nichts Unreines sollte sich in ihre Nähe wagen, nicht einmal die Gedanken und Wünsche eines andern.

Unerhört ...

In all dem Elend, das ihm so auf einmal die Kraft nahm, ihm ein flaues Gefühl erzeugte, das körperlich wie ein fader Geschmack ihm auf der Zunge lag — in all dieser Zerschlagenheit, die ihn feige machte, rührte sich doch wieder der Verstand.

Das darf ich nicht, fühlte er — ich liebe sie — Liebe muß glauben.

Er wollte glauben. Auch in seinen geheimsten Gedanken anständig ihr gegenüber bleiben. Sie stand ihm doch so hoch ... Was so steht, darf nicht ins Wanken kommen, wenn das Lüftchen eines Verdachts es anbläst.

Eines fernen? ... Nicht fern — erschreckend deutlich und stark sprach Alvestons Schweigen.

Was ist aller Wille zum Glauben gegen den elementaren Wahnsinn der Eifersucht ...

Tausend Schläge hätte man gegen ihn führen können. Ruhevoll würde er sich umgesehen haben, woher sie kamen, weshalb sie ihn trafen. Gelassene Abwehr jedem entgegensetzend mit einem fast humorvollen Kraftgefühl, der Wucht der eignen Faust sehr sicher.

Nur diesem einen Schlag gegenüber war er schwach. Das traf die entzündliche Stelle seines Temperaments.

So saß er, sich mit den verzweiflungsvollsten Gedanken herumschlagend, aus denen sich zuletzt ein wütender Haß auf den Mann und eine Neubegier erhob, die noch stärker war als selbst der Haß . . .

Wissen — Wissen — um jeden Preis . . .

Alveston stand und sah mit unverwandten Blicken, wartend, stumm auf den andern. Seine Nasenflügel bebten. Er tat keine Frage, keine: weshalb denn dieses leise Aufstöhnen? Diese Haltung eines schwer Betroffenen, Betäubten? . . . Er lauerte.

Er wartete.

Und erst als Wallrode seinen Kopf aufrichtete und ihn mit einem Blick voll düsteren Zornes ansah, erst da sprach er: „Und ich sage Ihnen noch einmal: ich habe den alten Mann nicht erschossen. Ein andrer Grund führte mich in jene Gegend. Einer, über den ich schweigen muß und schweigen werde."

Er sprach leise und sehr fest und schloß: „Wenn Sie nicht an meine Unschuld glauben, so bitte ich Sie, legen Sie Ihr Amt als mein Beistand nieder. Ich werde einen andern Anwalt finden, der mich nicht für einen Mörder hält."

Wallrode sah ihn immer starr an.

‚Einen andern Anwalt,' dachte er, ‚einen, der dir das Geheimnis entreißt, das mir gehört — mir — allein . . .'

All dies Elend, das ihn schwächlich gemacht, weil es von der einzigen verwundbaren Stelle seines Wesens aus ganz durch ihn hinkroch, wie Kälte oder Blutleere den Körper entnervt — all das ward plötzlich von einer verzweifelten Entschlossenheit besiegt.

‚Ein andrer Anwalt?' dachte er, ‚ein andrer Mann soll dich in die Hand bekommen? Nein, tausendmal nein! Bist du nicht der Mörder, so werde ich dir deine Freiheit erringen, erzwingen — mit so heißem Bemühen, als sei ich selbst der Angeklagte. Und dann — nachher — dann will ich dein Richter sein. . . . Bist du aber doch der Täter — doch . . .'

Seine Gedanken machten halt. Er fühlte, wie aus dem Untergrund seiner Seele ein furchtbarer Wunsch aufstieg.

‚Klarheit!‘ mahnte er sich, ‚Ruhe! Um Gottes willen Ruhe!‘

„Sie überlegen? Sie lassen mich auf die Antwort warten? Ich schwöre Ihnen, ich bin kein Mörder. Man muß den Schuldigen finden — es war doch zuerst noch von einem andern Mann die Rede ... dem, der mir nachfuhr. ... Man suche ihn. ... Aber Sie müssen glauben, daß ich es nicht war ... sonst ...“

„Ich glaube Ihnen,“ sagte Wallrode rasch und laut. „Und ich werde das Wort halten, das ich Ihrer Frau gegeben habe.“

Alveston lächelte.

Zehntes Kapitel.

Manchmal versuchte Hartwig Mallinger, sich klarzumachen, wieviel Zeit denn eigentlich vergangen ist seit jenem Tage, da der weiße Nebel wie eine Filzdecke auf den Farben und Tönen der Welt gelegen hatte.

Eine Woche glich der andern, und so erschienen sie dem rückwärts gewandten Blick kurz.

Er empfand sie nicht als Wirklichkeit. Es erging ihm wie einem Gelehrten, der sich an einem Problem zergrübelt und der darüber gar nicht spürt, wie das Leben weiterbraust, während er stillsteht.

Und so erschrak er wie ein Erwachender, als er an einem Dezembermorgen las, daß die Entscheidung vor der Tür stehe.

Zusammengefaltet, wie alle Tage, hatte die Zeitung neben seinem ersten Frühstück gelegen. Und wie immer

ging von ihr jene leise Dunstwelle von Papiergeruch und dem der Druckerschwärze aus. Er fühlte trocken und stumpf die Zeitungsblätter, die er entfaltete, zwischen seinen Fingern.

Und da sah er: Buchstaben, die vor seinen Augen flimmerten, die schwarz auf dem weißen Grund umherzukriechen schienen wie ein Ameisengewimmel, verkündeten es: daß nach rasch geförderter und abgeschlossener Untersuchung der Fall Alveston nunmehr vor dem Schwurgericht zur Verhandlung kommen solle.

‚Warum hat Max mir nicht gesagt, daß es so weit ist?‘ dachte er.

Aber er fühlte gleich: mit hartnäckigem, abwehrendem Schweigen hatte er dem Freunde gezeigt: sprich nicht zu mir von dieser Sache. ... Und die Besuche des Freundes waren immer seltener, hastiger geworden. Er gab an, eine übermäßige Beschäftigung hetze ihn ...

Früher war dabei sein Humor immer kräftiger geworden — aber der schien nun erloschen. Sein Wesen war verwandelt. Das, was es früher so köstlich und klar gemacht, das unerschütterliche Gleichmaß, war daraus verschwunden.

Vielleicht lag die große Aufgabe, die vor ihm stand, so schwer auf ihm — war ihm eine Riesenlast, die ihn zerrieb ...

‚Ob er an „seine“ Unschuld glaubt?‘ fragte Hartwig sich immer wieder.

Dieser Frage sann er an langen Tagen nach. In schlaflosen Nachtstunden stellte er sie vor sich hin.

Und wenn er einmal den Freund vor sich hatte, durchforschte er ihm förmlich jeden Blick, jeden Tonfall, um ihn zu erraten.

Er wollte nicht von der ungeheuern Tat und nicht von dem Mann, der ihrer angeklagt war, sprechen. Er wollte nicht diese eine Frage tun, so heiß sie auch in ihm brannte. Und hätte dennoch sein halbes Leben hingeben

mögen, um zu wissen, ob der Freund an Alvestons Schuld, ob er an seine Unschuld glaubte.

Sein Arzt, der mit dem Dasein auf dem allervergnüglichsten Verständigungsfuß stehende Doktor Voß, hielt ihm lange Vorträge mit humoristischen Schlußpointen. Ihm fehle eigentlich nichts. Während der zwei Jahre Los Angelos hätten sich die Tuberkeln in der Lunge verkapselt. Ein Heros zwar sei er nicht. Siegfrieds Taten ständen ja auch nicht in seinem Programm, und es sei ganz fein von der Natur, daß sie die einen mit mehr Körper und die andern mit mehr Geist ausstatte. Wenn er aber fortfahre, sich als Tropenpflanze zu betragen, würde er sich krank machen. Denn bekanntlich: Tropenpflanzen blieben immer kümmerliche Dinger, die in der Stubenluft bloß vegetierten.

Also 'raus, 'raus! Wind um die Nase, Luft in die Lunge.

Da dachte er: ‚Ich muß leben, ich will leben. Vielleicht braucht „sie“ mich einmal ...‘

Und von dieser Voßschen Rede an datiert, ging er jeden Vormittag planlos ein, zwei Stunden im Freien umher.

Und das war eigentlich die ganze Verbindung, die er mit der Welt draußen unterhielt.

Er hatte zu viel über sie zu denken, um sich mit ihr beschäftigen zu können ...

Früher hatte er oft festgestellt: die Kraftvollen suchen sich einen Lebenszweck, die Schwächeren warten, bis er ihnen gegeben wird.

Und als er die geliebte Frau wiederfand und sah, daß sie auf unsicherem Boden stand, da hatte er geglaubt: mein Lebenszweck ist mir jetzt gegeben. Ich bin bestellt, ihr Wächter, ihr Schützer, ihr Befreier zu sein.

Mit immer wachsender Hingebung für sie, mit immer steigendem Haß gegen ihren Mann, hatte er auf den Augenblick gewartet, wo er seine Mission erfüllen dürfe.

Und nun? ...

Er hatte sich einen Alveston ergrübelt gehabt — ihn förmlich erschaffen — diesen Menschen gewissermaßen in eine Retorte getan, ihn zerlegt, ergründet, wieder konstruiert.

Und die Tatsachen waren gekommen und hatten all seine Theorieen bestätigt und belobt und ihm bewiesen: was für ein scharfer und feiner Erkenner war dein Haß!

Nun konnte sein Haß Orgien feiern. Nun konnte er handeln — endlich — endlich — sich sättigen ...

Ihm, dem tatenlosen Zuschauer, war ein Schicksal in die Hand gelegt.

Er konnte vor die geliebte Frau treten und sagen: Befreie dich von ihm, du darfst es!

Wenn er bei sonnigem Wetter und herbem Wind draußen umherstrich, ein Einsamer im brausenden Leben der Weltstadt, dann wuchs sein Mut zu unbarmherzigen Vorsätzen.

Aber in schleichenden Nachtstunden, wenn er vor innerer Unruhe alle paar Minuten eine erträglichere Lage zu finden hoffte, wenn er sich von rechts nach links, von links nach rechts herumbettete, dann kam eine ungeheure Angst, und in ihr zerbrach aller Mut des Tages.

Die Tat, die er von sich selbst forderte, konnte er nicht tun.

Den Gehaßten nicht verderben.

Vielleicht, so fühlte seine Angst, vielleicht täte es ihr doch weh — weher noch als alle ihre bisherigen Leiden es getan ...

Eine unbestimmte Furcht wuchs in ihm: sie könnte ihn hassen! Man haßt oft die, welche die Wahrheit bringen.

Vielleicht waren noch jene wunderlichen, ergreifenden Reste ihrer einstigen Liebe in ihr — jener Nachglanz, den Frauenherzen so lange zu bewahren vermögen — der in Wahrheit nichts anderes ist wie die Erinnerung an die ersten Seligkeiten der Liebe. — Vielleicht liebte sie in ihm noch ihre Knaben mit, die sie ihm geboren hatte.

Wann stirbt eine Liebe ab? Aus Todeszuckungen sieht man sie sich noch zu neuem kraftvollem Leben erheben.

Nein, er wollte, er konnte nicht der Erwürger ihrer Liebe sein —

Ihr nicht die Hoffnung nehmen ...

Denn vielleicht hoffte sie ... auf die Unschuld oder doch auf die Freisprechung des Gatten ...

Manchmal sah er sich klar.

‚Ich bleibe ein Theoretiker,‘ dachte er mit melancholischem Lächeln.

Ja, das Leben war für ihn ein Buchdrama. Er konnte darin lesen — es in der Phantasie genießen, sich an ihm empören, durch es leiden.

Das Seine tun, daß die Handlung mit lauten Stimmen und dröhnenden Reden über die Szene gehe, nein, das konnte er nicht.

Er suchte für seine Grübeleien ein andres Gebiet. Die Gegenwart war zu wuchtig für sie. Er ließ sie hinausschweifen in die Zukunft. Aber vor ihr stand ein „Wenn“. ... Wie eine eiserne, unerstürmbare Pforte war dies Wort. Hinter ihr lauerte das Schicksal ...

Wenn Alveston verurteilt ward trotz seiner leidenschaftlichen Unschuldsbeteuerungen, von denen man hier und da bei Notizen über den Stand der Untersuchung gelesen hatte, dann ...

Hartwig fühlte: dann kam endlich und wirklich seine Stunde. Als Freund, als Bruder konnte er neben der teuern Frau leben, mit seiner unbegrenzten Verehrung ihr die Härten der Welt fernhalten, ihre Knaben erziehen helfen, ihnen seinen reinlichen Namen geben.

‚Den Namen eines Theoretikers,‘ dachte er mit wehmütiger Selbstironisierung, ‚aber doch einen ehrlichen Namen.‘

Dies alles, was er unendliche Male gedacht und gefühlt in den vielen, vielen Wochen seit jenem weißen Nebeltag, zog noch einmal wieder durch ihn hin, als er las: das Gericht wird tagen über ihn.

‚Laß den Würfelfall rauschen, wie er muß,‘ dachte er. ‚Ich kann sein Henker nicht sein — nein; ich nicht ...‘

Und er schloß den Ring seiner Gedanken zusammen und kehrte zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Das war seine Überzeugung: die Kraftvolleren suchen sich ihre Lebensaufgabe, die Schwachen warten, bis sie ihnen gegeben wird ...

Die seine wartete vielleicht schon auf ihn. In der Zukunft — wenn die geliebte Frau den Gatten verlor.

Aber auch die Gegenwart forderte etwas von ihm. Er fühlte, daß die Stunde da war, wo er der Unseligen wieder begegnen mußte, sollte sie nicht endlich an seiner Freundestreue zu zweifeln beginnen.

Sein Herz schlug rasend bei der bloßen Vorstellung, daß er, der Wissende, in diese Augen blicken sollte, die ihn vielleicht fragten: Ist er schuldig? Kann er es sein? Tu mir die Wohltat an, zu sagen, daß du es nicht glaubst ...

Man störte ihn aus seiner Vertiefung auf. Das Stubenmädchen steckte den Kopf herein und sagte etwas anzüglich: „Ach — soo ...“

Und in jenem lächerlichen kleinen Abhängigkeitsgefühl, in das die alltägliche Hausordnung fast jeden Menschen leise hineinzwingt, führte Hartwig schnell und gehorsam seine Tasse zum Mund und sagte, er sei gleich fertig, es könne gleich abgeräumt werden.

Ja, das trieb ihn an. Gab ihm das prosaische Gefühl zurück, daß die Welt denn doch noch nicht aus den Fugen sei. Er war plötzlich entschlossen: gleich nachher geh' ich hin — ja, das tue ich ...

Der Wintermorgen war so schön. Ganz und gar nicht hamburgisch. Er leuchtete in der Sauberkeit eines trockenen Schneefalls, der über Nacht herabgekommen war und den ein, zwei Grad Kälte vor dem Vergehen in Nässe und Schmutz behüteten. Es wehte ein fröhlicher Wind und riß das weißgraue Gewölk, das vorm blauen Himmel sich umhertrieb, alle Augenblicke in andre Stücke.

Das alte Fräulein saß am Fenster und dachte melancholisch zurück an den Genuß, den sie sonst von solchen Winterstimmungen gehabt hatte, wenn zur prickelnden Kälte draußen das linde Behagen in ihrem alten hübschen Heim in so köstlichem Gegensatz stand und man so recht dankbar empfand, daß man sein bißchen Häuslichkeitspoesie hegen und pflegen konnte und wenn auch nicht das Glück, so doch seinen Frieden hatte.

Das war nun alles dahin. Ihre hunderttausend Mark waren weg. Dies Haus konnte sie nicht halten. Wenn es verkauft wurde, behielt sie vielleicht fünfundzwanzigtausend in der Hand. Fünfzig standen auf dem Grundstück auf dem Ausschlägerelbdeich, das an einen großen Fabrikanten zu verkaufen Wallrode gerade für die Schwestern im Begriff war. Dann kam Fräulein Hanna noch auf eine Zinse von dreitausend Mark. Tausende würden ihr vorhalten: das ist noch keine Not. Aber alles kommt ja auf die Lebensgewohnheiten an. Wenn sie an die üppigen Zeiten ihrer Jugend zurückdachte! Immer enger war der Rahmen geworden — der Geschäftsstillstand, der veränderte Wert des Geldes. . . . Aber man hatte sich hineingefunden. War zufrieden gewesen. Bis dies Entsetzliche kam. Bis dieser Mann sie alle ins Verderben gestürzt hatte, nur in der Hoffnung, sich zu erhöhen.

‚Und für den habe ich geschwärmt,‘ dachte Tante Hanna an diesem Wintermorgen zum unendlichsten Mal. Sie kostete, so wunderbar dies war, zum erstenmal in ihrem Leben den Katzenjammer des Enthusiasmus aus. Und gleich so grausam — so ganz zerstörerisch.

Ihre Blicke starrten hinaus auf das breite Straßenbild, auf dem sich flink und scheinbar lautlos das Straßenleben abspielte, als sei dies ein Kinematograph.

Und da sah sie auf einmal drüben auf dem Rande des Bürgersteigs den Doktor Hartwig Mallinger.

Rot schoß es ihr ins Gesicht. Sie winkte. Förmlich leidenschaftlich.

Endlich sah man ihn einmal, endlich. Wochenlang mochte er sich immer am Fuß der Häuser entlang gedrückt haben ...

Er kam. Wahrhaftig — er kam herüber.

Sonst war ihr kein Mann zu gering und zu gleichgültig gewesen, daß sie nicht noch seinetwegen einen letzten Blick in den Spiegel geworfen und ihren Haaraufbau ein wenig zurechtgerückt hätte. Aber über die Eitelkeiten war sie nun weg. Alt war sie geworden, sehr alt.

Das dachte auch Hartwig, als sie ihm entgegeneilte. Nicht mehr in rauschenden Kleidern und einem in fröhlicher Lebenssicherheit erhobenen Haupt, selbstbewußt wie einst.

Ein Gemisch von Aufregung und Verlegenheit war in ihr, und sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, welche Geste immer ihre Angewohnheit gewesen war.

Hartwig sah auf: sie war allein. Das war gut. Es war wie ein Auftakt zum Wiedersehen mit der angebeteten Frau. Er konnte viel über sie hören, ihr sicherer gegenübertreten.

„Endlich!“ sagte sie aus tiefstem Herzen.

Die Kräftigkeit, mit der sie das Wort sprach, war doch wie ein Vorwurf.

„Sie haben es nicht mißdeutet, daß ich fernblieb?“

„Man wird mißtrauisch in solchen Zeiten,“ sagte sie weinend, „viele verletzen einen, schließlich verletzt einen alles. Aber Margritt verstand es. Sie sagte oft, daß sie es verstehe ...“

Sie suchte nach ihrem Taschentuch. Es lag auf der Fensterbank. Sie trocknete sich die Tränen, im voraus getröstet, daß sie nun sprechen, sprechen, sprechen durfte.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „wenn ‚sie‘ es nur verstanden hat.“

„Setzen Sie sich dahin — so“ — sie rückte sich förmlich vorbereitend in ihrem Lehnstuhl zurecht. „Wissen Sie — ganz einfach wäre ich zu Ihnen gekommen — ja, ich war oftmals drauf und dran. Wir sind doch Freunde?

Nicht? Aber die Kinder bevormunden mich so. . . . Ich soll zurückhaltend sein — nicht klagen — still und stolz — Gott, das sind vornehme Worte — jeder nach seiner Weise. Ach, es ist nicht mehr die alte Liebe zwischen uns. Wir sind so oft gereizt gegeneinander. Er hat uns das Leben verdorben, dieser furchtbare Mann . . ."

„Das kommt ja alles wieder: Friede und Liebe," tröstete er.

Aber sie klagte weiter.

Und da sie endlich jemand vor sich sah, vor dem sie nicht berufen werden würde, vor dem sie sich nicht zusammenzunehmen brauchte, so schilderte sie ihre ganze veränderte Lebenslage in einem hinströmenden Wortschwall ehrlichen Leids.

Er saß und hörte still. Und dachte: wer wollte ihr sagen, daß es gering sei, was sie verlor. Eine Handvoll Geld. Und allerlei Eitelkeiten. Aber das sieht nur so aus — so wenig. Nichts ist wenig für den, der leidet. Den Maßstab seiner Verluste trägt jeder in sich. Sie, dies alte, enthusiastische Mädchen, sie hat einst um echtes Glück geweint, das ihr vorenthalten blieb, und nun weinte sie zum zweitenmal, weil sie die Surrogate des Glücks verlor.

Vielleicht ist es härter, um Surrogate weinen zu müssen — weil die Erhebung fehlt.

Als Tante Hanna sich notdürftig sattgesprochen hatte, trocknete sie wieder einmal ihre Tränen und sprach: „Daß Sie gerade heute kommen! Heute! Vielleicht ist es gut, daß Sie da sind. Bleiben Sie hier, bleiben Sie bei mir. Ich fürchte mich so unaussprechlich. Wallrode kommt gleich."

„Wallrode? Max? Und Sie fürchten sich? Vor ihm? Und ich dachte, er sei Ihr Halt, Ihr Tröster?" fragte er fast verstört. Er hatte gedacht, der Freund sei hier der Abgott, der Held der Situation, an dem die Frauen sich mit klammernden Händen hielten, von dem sie alles er-

warteten, wie etwa Schwerkranke von dem Arzt — als ob er es sei, der das Leben in der Hand halte, und nicht die große unsichtbare Macht, die noch stärker ist als alles Wissen ...

„Jawohl, Wallrode!“ sagte sie in heftiger Aufwallung. „Sie sind sein Freund, aber auch der meine. Nicht? Und ich weiß, Sie können schweigen. Ich muß es einmal sagen — irgendeinem Menschen muß ich's sagen: ich versteh' den Mann nicht mehr. Das ganze Leben, alle Menschen sind unverständlich. Ihr Freund Wallrode noch mehr als alle andern.“

Wenn Tante Hanna sich durch jemand bekümmert oder geärgert fühlte, schob sie ihn mit so einem Fürwort von sich. In guten Stunden hieß es „mein Freund“, in bedenklichen „dein Freund“.

„So beträgt sich kein Mann, der sich nach langem Werben endlich mit dem Mädchen verlobt hat,“ schalt sie.

„Verlobt?“

„Na — Gott — Sie werden das doch wissen — Ihr Freund Max mit Daniela.“

„Nein!“ sagte er. Und noch einmal tief erstaunt „nein!“

Solche Verschwiegenheiten vor dem nächsten Freund! Aber er dachte gleich: ‚Bin ich denn offen? Schweig' ich nicht in ganz andern Dingen ...‘

„Ah — nicht einmal Ihnen hat er es gesagt!“ rief Tante Hanna. „Ist es nicht, als ob das meine Furcht bestätigt! Vor drei, vier Wochen war es. Ach, man weiß ja nicht mehr die Tage und mißt nicht mehr die Zeit. Aber ich sagte gleich: es war ein Fehler, daß Daniela nicht wollte, daß man es veröffentliche. Das war falscher Stolz. Er meinte es großmütig. Das konnten wir uns gern gefallen lassen. Aber aus so heimlichen Sachen entstehen immer schiefe Verhältnisse. Liebe, die sich verstecken soll, schlägt in Nervosität um. Und nervös ist er geworden — nervös! Hat das ein Mensch für möglich gehalten gerade von Wallrode! Er quält Daniela. Jawohl,

geradeaus gesagt: das tut er. Er kommt selten. Beinahe nur, wenn er Margritt wegen der Sache zu sprechen hat. Und einmal sitzt er und läßt Danielas Hand nicht los, und es ist beinahe, als hätte er ihr was abzubitten. Und das andre Mal ist er schroff und quält sie mit immer neuen Fragen über den Unglücksabend."

„Ist es nicht vielleicht alles die Erregung über die verantwortliche Aufgabe, die er vor sich sieht?" fragte Hartwig leise.

Aber das alte Fräulein ging den traurigen Gang ihrer eigenen Gedanken weiter: „Wissen Sie: manchmal — nein, oft hab' ich schon gedacht, daß es ihn doch reut. Es war eine so großartige Aufwallung damals. Es war gerade an dem Tag, als man neue und schwere Verdachtsmomente erfahren hatte. Da ging vielleicht seine Liebe und das Mitleid mit ihm durch. Und die Ernüchterung kam nach. Vielleicht hat er doch Angst gekriegt, daß ihm eine nahe Verwandtschaft mit einem solchen Menschen in der Gesellschaft und in der Praxis schaden könne. Und möcht zurück. Gott, es wäre so menschlich!"

Sie seufzte. Sie hätte es verstanden — ja! Und wäre doch so gedemütigt gewesen für das arme Mädchen in dem letzten Reste ihres Familienhochmuts.

„Wenn es ihn reut — wenn man das wüßte — dann müßte sie ihm lieber das Wort zurückgeben — ehe er es ihr gibt."

Nur der Demütigung zuvorkommen, das hebt sie doch ein wenig auf, fühlte sie.

Hartwig hatte alles etwas mühsam angehört. Es ging ihm kaum nahe. Es schien ihm gar nicht mit der einen riesengroßen Angelegenheit in wirklichem Zusammenhang zu stehen — schien nur mit ihr in zufälliger Verbindung. Und er konnte sich für nichts interessieren als für dies eine.

Aber er sagte doch aus innerster Überzeugung: „Ich weiß nicht, warum er es mir verschwieg. Trotzdem ich seit langer Zeit von seiner Liebe wußte. Aber dies eine

ist gewiß. ... Wallrode könnte niemals feig empfinden oder handeln. Und einen solchen Schritt zu bereuen, das wäre nicht seine Art."

„Das sagen Sie wohl so hin," sprach Tante Hanna ungetröstet; „daß Sie hoch von ihm denken, weiß ich. Ich tue es auch. Und trotzdem ..."

Sie hatte aus einer dumpfen Selbstkritik heraus die undeutliche Erkenntnis, daß es menschlich und verzeihlich sei, wenn man von denen zurückweiche, die im Unglück sind.

„Es wäre hart für das Kind. Zu viel Kummer. Alles hat doch seine Grenzen. Aber wen das Schicksal nun mal so verfolgt. ... Und denken Sie: früher war sie ja oft unschlüssig, ob sie ihn eigentlich liebe oder nicht. Aber — Gott, es ist ja wohl komisch, wenn ich so was sag': es kommt mir gerade so vor, als ob sie sich erst recht in ihn verliebt, wo sie ihn so total anders findet, als sie ihn sich als Bräutigam vorgestellt haben wird — wo sie ja wohl fürchtet, sie könnte ihn wieder verlieren. Es ist alles gar nicht zu fassen."

„Nichts ist komisch. Nichts ist unfaßlich, wenn es sich um Liebe handelt," sagte er leise.

Sie schwiegen ein paar Minuten.

Sie kämpfte mit sich. Er hatte das ganze Gespräch nur ertragen, wie man eine zu lange Vorbereitung mit heimlicher verzehrender Ungeduld erträgt. Er wollte nach der einen fragen. Und fürchtete sich vor seiner eigenen Stimme, wenn sie von ihr spräche ...

„Und sie — glaubt sie an die Schuld ihres Mannes?" fragte er scheu.

„Ich weiß nicht. Sie hat so ein Wesen ... man kann nicht hineinsehen."

„Sie leidet sehr?"

„Auf die entsetzliche, kampflose Art, die ich nicht ansehen kann. O, wäre der Mensch mein Mann!" sprach Tante Hanna heftig. „Ich trät' vor ihn hin, egal, ob

ihm das nun paßte oder nicht — wie kann so 'n Mann seiner Frau überhaupt abschlagen, sie zu sehen ... jawohl, ich nähme ihn bei den Schultern und schüttelte ihn, und er sollte mir wohl die Wahrheit sagen! Ich glaube an seine Schuld. Ja, das tue ich — Einer, der mich so bestehlen und belügen kann, kann auch das."

Hartwig wußte wohl, jeder Mensch hält gerade sich für besonders unantastbar und versteht eher das dem Nachbar zugefügte Unrecht als Verrat am eigenen Vertrauen. Aber die kraftvolle Naivität, mit der Tante Hanna sich als gewissermaßen sakrosankt ansah, entlockte ihm ein trübes Lächeln.

„Ich möchte Frau Margritt sehen," sagte er.

„Die sind schon früh hinausgefahren zum Kirchhof. Margritt wollte. Sie geht da oft hin. Ich denke manchmal: sie geht da mit sich zu Rate. Wer weiß, wie das alles in ihr kämpft. Sie war ja immer so: ganz still. Und in all der Stille fest. Ließ reden, geschehen und sagte schließlich: So will ich es. Das war damals auch so, als sie Alveston nicht haben sollte. Vielleicht überrascht sie uns jetzt auch mit irgend 'en Entschluß. Ich ängstige mich vor nachher. Er kommt ja gleich. Sie wissen es ja und müssen jede Minute wieder hier sein. Zum Warten hat er ja keine Zeit."

„Wer? Und vor was Angst?"

„Gott — ich sagte doch schon: Wallrode. Haben Sie denn nicht gelesen?"

Sie sah sich um, sah nach der Zeitung, die auf dem Tisch lag.

Ja, er hatte es gelesen. Sie merkte es ihm an.

Aber sie mochten es nicht mit lauten Worten besprechen.

Tante Hanna fing mit raunender Stimme an zu berichten: Wallrode habe gestern abend geschrieben, daß er um zwölf Uhr hier sein werde und daß sie noch einmal, zum letzten Male vor der Entscheidung, die Lage durchdenken müßten.

Sie wollte noch viel erzählen. Zuviel war in ihr aufgespeichert. Das Schicksal hatte ihr einen unerschöpflichen Gesprächsstoff gegeben: das eigene Unglück.

Aber draußen gingen die Türen. Man hörte leichte, rasche Schritte.

„Die Kinder!" flüsterte sie und machte eine rasche, zum Schweigen ermahnende Handbewegung, als sei Hartwig es, der unaufhörlich gesprochen habe.

Er stand auf. Er fühlte deutlich, daß er die Farbe veränderte und daß sein Herz derart klopfte, als hämmere es dumpf im Rücken und erschüttere seine aufrechte Haltung.

Sie kamen herein. Er sah sie so undeutlich, daß er im ersten Augenblick diese beiden gleichen schwarzen Gestalten kaum zu unterscheiden vermochte.

Margritt kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand, ganz einfach, ohne Frage und ohne Klage. Als läge kein ungeheures Schicksal zwischen einst und heut. Als klaffe kein dunkler Abgrund zu ihren Füßen.

Als er in das blasse, noch schmäler gewordene Gesicht sah, mit dem wunderbaren, fast heiligen Ernst in den Zügen, da dachte er in tiefer Rührung und so fest, als schwöre er es ihr zu: ‚Nein — ich kann dir keine Wunden schlagen — ich nicht!'

Sie lächelte ein wenig. Mühsam und gütig. Als errate sie hingebende Gedanken.

Er begrüßte Daniela in kurzer Unschlüssigkeit, ob er seine Kenntnis von ihrer Verlobung verraten dürfe oder nicht. Aber noch ehe er mit sich einig war, schrillte die Glocke der Etagentür so heftig durch die ganze Wohnung, daß sie alle in einem seltsam gespannten Aufhorchen verstummten.

Daniela wurde sehr rot.

Mit einer Raschheit und in einer herrischen Art, die Hartwig noch niemals an seinem Freunde beobachtet hatte, trat Wallrode ein.

„Ah du — du endlich mal wieder hier!" sagte er.

Das war sein erstes Wort. Dann erst nahm er Margritts Hand und küßte sie.

Hartwig fragte mit raschem Blick Tante Hanna, und ihm schien, sie sagte mit den Augen ja.

„Und ich kann dir und Fräulein Daniela gleich gratulieren,“ sprach er.

Wallrode nickte und meinte: „Fünf Minuten allein mit Tante Hanna, und alles, was verschwiegen bleiben soll, kommt an den Tag.“

Es klang kein Humor aus seinen Worten, die doch vielleicht eine Neckerei sein sollten. Er küßte Daniela flüchtig auf die Stirn und nahm mit ihr zerstreuten Blicks die Glückwünsche entgegen, die Hartwig etwas unfrei aussprach. Der verstand die Art, wie sein Freund sich gab, gar nicht. Und Tante Hanna bekam einen bitteren Zug um den Mund und suchte mit bedeutungsvollem Ausdruck seinen Blick, als wolle sie sagen: Siehst du, wie es ihn reut? So sehr, daß ihn dein Mitwissen nun schon ärgert, weil es die Verpflichtung vielleicht fester zu machen scheint.

Margritt saß still und in sich gekehrt am Fenster. Und manchmal schien es, als schaue sie nur gesammelt dem frischen Leben drunten auf der Straße zu und höre nicht, was alles im Zimmer gesprochen ward.

Hartwig fragte, ob er gehen solle, wenn Wichtiges zu besprechen sei. ... Er wünschte begierig, zu bleiben und fürchtete sich doch davor.

„Ach, bitte, bleiben Sie, bitte!“ rief das alte Fräulein. Und Wallrode sprach mit einem halb geduldigen, halb gleichgültigen Ausdruck: „Meinetwegen.“

Daniela trat neben Margritt und streichelte ihr in leiser Zärtlichkeit die Schulter. Und sie fragte aus der Seele der Schweigsamen heraus nach Alveston. Sie glaubte, daß in Margritt der Wunsch brenne, von ihm zu hören, und daß ihr jede Kraft fehle, selbst davon zu sprechen.

Sie fragte: „Wie geht es Mark? Ängstigt er sich vor übermorgen?“

Wallrode, der am Tisch mit seiner Aktenmappe beschäftigt gewesen war, fuhr förmlich herum. Er sah sie scharf und feindselig an.

„Ängstigst du dich?“ fragte er schroff.

„Gewiß,“ sagte sie, „es wird ein schrecklicher Tag sein für uns alle. Wie sollten wir uns nicht ängstigen!“

„Ja natürlich ...“ er kramte wieder in seiner Mappe. Ihr trauriger und ein wenig erstaunter Blick war ja wie ein Vorwurf — machte ihn weich — unsicher.

Diese verwünschte Unsicherheit. Sie zerriß ihn — verzehrte ihn —

„Also, was ich hier bringe,“ begann er etwas rauhen Tones und ließ sich ganz geschäftlich am Tisch nieder, „ist erst einmal dies: Euer Haus, das neulich an der Börse wieder einberufen werden mußte wegen des zu geringen Gebots, will jetzt die Firma Puttfarken, Söhlbrandt & Co., Gesellschaft mit beschränkter Haftung, kaufen. Die Gesellschaft will da eine Fabrik für Holzwolle und Wollpapier und sonstige Verpackungsindustrie bauen. Das Gebot ist nicht überraschend, aber anständig.“

„Gott — Puttfarken!“ sagte Tante Hanna, gleich angenehm ein bißchen abgelenkt und interessiert, indem die Dynastie sämtlicher Puttfarkens in den verzweigtesten Zusammenhängen vor ihrem geistigen Auge stand, „das muß ein Großvetterssohn von Fräul'n Puttfarken oben sein.“

„Uns ist alles recht, was du bestimmst,“ sagte Daniela.

„Nein. Das hat es nicht zu sein,“ erklärte er und verbreitete sich über Zahlen. Margritt machte eine leise Handbewegung fast des Überdrusses. Da sprach Daniela wieder für sie: „Uns ist alles gleich, außer dem einen!“ sprach sie leidenschaftlich.

„So nah geht dir sein Schicksal! So nah?“ fragte er halblaut.

„Wie sollte es nicht!“ rief sie aufwallend. „Es ist Margritts Schicksal!“

‚Vielleicht auch deines!‘ dachte er in heißem Zorn.

„Wie wird es ausgehen übermorgen? Haben Sie ein Vorgefühl, eine Hoffnung?“ fragte Tante Hanna.

Er erhob sich, warf die Briefblätter, die von dem Haus sprachen, mit heftiger Gebärde hin und stand nun da, groß, mit finsterem Ausdruck, der Mittelpunkt der Blicke aller.

Hartwig, der sich in der Tiefe des Zimmers hielt, weit vom Fenster weg, als wolle er seine Gegenwart vergessen machen, Hartwig fühlte seine kalten Hände — ganz nervös umgriff er immer eine mit der andern.

Wohin war sein Haß? Wohin seine Begierde, den Mann zu verderben?

Er dachte immer nur: ‚Wenn *sie* an ihn glaubt, wenn *sie* für ihn hofft —‘

Er fragte sich nicht: Was werde ich tun, wenn er freigesprochen wird? Darf ich den Mörder an ihrer Seite weiterleben lassen?

Er dachte nichts zu Ende. Fühlte immer nur: Ich kann ihre Leiden nicht vergrößern, ich nicht. ...

„Vorgefühl! Hoffnung!“ sprach Wallrode, „ich habe keine und habe alle. Niemals hat es einen unberechenbareren Fall gegeben als diesen. Und ich selbst! Laßt es mich endlich, endlich sagen. ... Margritt, verzeihen Sie mir — jedes Wort trifft Sie wie Hammerschläge: Bin ich bei ihm, glaube ich an seine Unschuld. Bin ich fern von ihm, ist es, als erwache ich aus einem Traum, und alles spricht zu mir: Er hat es doch getan.“

„Ja, all diese Beweise!“ sagte Tante Hanna, „dagegen kann wohl keine Verteidigung etwas machen.“

„Beweise? Ach, liebe Tante Hanna! Wir haben es mit Geschworenen zu tun. Das heißt: nicht der Buchstabe des Gesetzes, sondern der Instinkt für das tiefste, das wahre Recht sitzt zu Gericht, für jenes Recht, das auch in einer Schuld, in einer bewiesenen Schuld noch eine begreifliche, verzeihliche Tat sehen kann.“

„Also du hoffst!“ rief Daniela und beugte sich zur Schwester herab, sie zu küssen, ihr den Mut zu beflügeln, ihre Zuversicht zu stärken, als habe ihre Zärtlichkeit die Macht dazu.

Der fast jubelnde Ton traf den Mann. Er veränderte die Farbe und sah starr zu ihr hinüber.

Aber er nahm sich zusammen. ‚Es ist ja begreiflich,‘ dachte er. ‚Und dieser Mann hat mich vergiftet,‘ dachte er. Er biß sich auf die Lippen. Er ging hastig hin und her.

„Ja,“ sagte er, belehrend sich zu dem alten Fräulein wendend, nur um zu sprechen, um über diesen Tumult in seinem Blut wieder Herr zu werden. „Ja, Geschworene sind unberechenbar. In diesem Fall besonders. Sonst kann man ein wenig auf ihre Psyche beeinflussend wirken. Es kommt darauf an, ob ihre Zusammensetzung dem Fall günstig ist. Hab' ich einen der Brandstiftung Angeklagten vor zum größten Teil ländlichen Geschworenen zu verteidigen, kann mein Plädoyer noch so flammend sein, ich krieg' den Kerl nicht frei, und wenn die Beweise noch so fragwürdig sind. Und hab' ich vor vielen kaufmännischen Geschworenen einen der Wechselfälschung Verdächtigen herauszuhauen, kann ich eher den Gerichtsdiener zu Tränen rühren, als daß ich ihre Seelen erweiche. Aber wer will hier etwas prophezeien? Mord? Das scheint jedem einzelnen immer so gewissermaßen die bürgerlichen Sicherheiten zu bedrohen — so, als laure schon hinter der nächsten Straßenecke ein Schuß auch auf ihn. Das, was uns selbst vielleicht auch einmal passieren könnte, jawohl, diese kleine, enge Vorstellung bestimmt sehr oft das Urteil.“

Er besann sich einen Augenblick. Er strich sich mit einer schweren Handbewegung das glatte Haar.

„Warum ich noch einmal kam, um noch einmal mit euch zu sprechen, ist dies: Ihr werdet ja nicht beeidigt werden — keine von euch, denk' ich. Aber sagt die Wahrheit — nur die Wahrheit — nichts als sie.“

Tante Hanna weinte auf. Sie sah sich schon im Ge-

richtssaal — es dünkte sie schmachvoll, als sei sie eine Angeklagte.

„Wir haben ja gar nichts auszusagen,“ klagte sie.

„Daniela hat es. Und sie wird die Wahrheit sagen — nichts als Wahrheit. ...“ Er trat nahe an sie heran. Er nahm ihre Hand. Mit einem fast drohenden Ernst sprach er es noch einmal: „Die Wahrheit! Immer ist sie noch sittlicher als Lügen, die den Schein retten. Ich will lieber unter einer Wahrheit zerbrechen, als auf dem Fundament von Lügen leben.“

Sie sah ihn an, konnte gar nicht ihren fragenden, verzweifelnden Blick aus seinem lösen. Sie schüttelte ein wenig den Kopf — wollte sprechen — ein leises Schluchzen stieg in ihr auf. ...

„Ich versteh' dich nicht? Was soll ich sagen? Ich habe erzählt, was ich weiß — was soll ich noch ...“

„Besinn dich recht, Daniela. Sieh — wir sind hier unter uns — du kannst offen sein — man wird vor Gericht vielleicht — vielleicht ... man weiß nicht, wie durch Frage und Antwort sich alles wenden und gestalten kann — was erhellt wird, was dunkel bleibt — aber doch, vielleicht wird man dich fragen, nach jeder Minute deines Daseins an jenem Unglücksabend. Ein Widerspruch in deiner Aussage, und — die Folgen können furchtbar sein. Zu uns sei offen ... zu mir. ... Sieh, gesteh: warst du vielleicht eine kurze Zeit vor dem Unglück, ehe du mit deinem Vater das Haus verließest, im Garten — unter den Ulmen, wo es so still ist — oder im Schutz des Nebels auf dem Deich, wo dann alles Leben zu schlafen scheint — oder auf einer der Ladebrücken, die abends einsam sind und verlassene Stätten. — Gesteh es — gesteh es.“

Sie riß sich von ihm los und warf sich in die Sofaecke und weinte leidenschaftlich. Margritt folgte ihr und bemühte sich, sie tröstend in ihre Arme zu nehmen.

Tante Hanna aber sagte unglücklich und sich nach Möglichkeit beherrschend, denn sie wollte aus Vorsicht ihn nicht

mit beleidigenden Worten reizen und war doch ganz außer sich, weil sie dies alles nicht begriff: „Sie quälen Daniela. Immer wieder fragen Sie sie solche Sachen. Sie hat es doch schon so oft gesagt, daß sie an dem Abend etwas lange zu ihrer Toilette brauchte, so daß mein Bruder schon ungeduldig nach ihr rief. Er war ja so pünktlich. Und es hat doch dies gar nichts mit Alvestons Tat zu tun.“

‚Warum weint sie so leidenschaftlich?‘ fragte er sich. ‚Ist das Angst? Schuld? Nimmt sie nicht heißeren Anteil an seinem Los als seine Frau?‘

‚Was bestimmt ihn?‘ dachte Hartwig unruhig. Er fühlte, es gab Gedankengänge in dem Freunde, deren Quellen und Ziele ihm verborgen waren.

‚Wunderbar. Fast ein Jahr hat er um sie geworben. Und seine ausgeglichene Sicherheit, die so wohltat, ist herrisch geworden — es ist eine Note von Tyrannei darin — was für Rätsel?

‚Vielleicht alles nur Form der Ungeduld, die es kaum noch erträgt, daß die Feierzeit junger Liebe ihm gestört wird? Vielleicht.‘

„Alles kann etwas mit der Tat zu tun haben. Nichts ist gleichgültig,“ sagte Wallrode streng. „Ich mußte manchmal das Gefühl haben, als stehe Daniela ihm besonders nah, als bewundere sie ihn fast leidenschaftlich. Das könnte zur Sprache kommen. Darauf muß ich gerüstet sein.“

Daniela richtete sich auf.

„Ja,“ sprach sie, „bewundert habe ich ihn. Das tat eine Weile die ganze Familie. Er hatte uns verblendet. Aber nah stand ich ihm nicht — nein, das ist nicht wahr!“

Sie sagte es heftig. In ihr dämmerten Erinnerungen — jener Abend auf dem Deich, wo Alvestons leuchtender Blick sie erröten ließ und Wallrode es sah ... ihre erstaunte, erschreckte Seele fragte: Ist er eifersüchtig? Denkt er an jenen unglückseligen Moment?

Sie sah ihn an. Voll Angst. In ihr wallte eine

heiße Sehnsucht auf, sich in seine Arme zu werfen, ihm zuzuschwören: Ich liebe dich, nur dich!

Sie hatte einst ein so übermütiges, königliches Mädchengefühl gehabt. Das erhob sie lange Zeit über den Mann, den sie zu ergeben und zu geduldig um sich werben sah.

Nun zitterte die Furcht in ihr: Er entgleitet mir ... er verzeiht es mir nicht, daß ich töricht, dumm, blind einmal gedacht habe, der andre sei mehr als er.

Sie sah ihn an. Ihre Blicke flehten, bettelten.

Wie ein Richter stand er ihr gegenüber. Und wie er mit seinem Blick das geliebte, angstvolle Gesicht durchforschte, war ihm, als flüstere eine Stimme mit schwerbetonten, bedeutungsvollen Worten ihm zu: ‚Es ist manchmal Ehrenpflicht, zu schweigen.‘

Wenn der Mann ein solcher Schurke war — solcher Schurke?! ... Übten diese infame Kunst, ohne Worte Verleumdungen zu sprechen, ohne Farben schwüle Bilder für die Phantasie zu malen, ohne Geständnisse unerhörte Erlebnisse zu verraten, übten diese Kunst nicht oft genug Männer aus Eitelkeit oder Rachsucht an Frauen. ...

Und diesem Mann ging es vielleicht um Freiheit oder Leben?

Aber selbst dann ... ‚Ich,‘ dachte er, ‚ich würde sie nicht so feig verraten, und wenn es um mein Leben ginge.

‚Und wenn es denn die Wahrheit ist, die er mich ahnen lassen will — diese Wahrheit nimmt ein Ehrenmann schweigend mit in sein Grab.‘

Er atmete schwer. Und wieder war die leise, langsame Stimme in seinem Ohr und flüsterte hinweg über die Sprache der aufdämmernden Besonnenheit: ‚Ich verbiete Ihnen, einen Namen auszusprechen ...‘

Er wandte sich gequält ab.

Und Daniela, wie erschöpft von den stummen, verzweifelten Bitten, klammerte sich fester an ihre Schwester.

„Sagen Sie mir, bitte, ganz genau, was ich aussagen und wie ich mich benehmen muß,“ flehte Tante Hanna

kläglich, „man muß natürlich die Wahrheit sagen, aber etwas vorbringen, das ihm schadet — nein, das möcht' ich doch Margritts wegen nicht."

Wallrode riß sich aus seiner zerquälten und von heißer Unruhe bedrängten Stimmung.

„Ich kann Ihnen nicht vorschreiben, was Sie sagen sollen, denn ich kann nicht voraussehen, wie der Gang der Verhandlung sein wird: nüchtern oder voll von Überraschungen. Ich sagte schon, vielleicht kommt nichts auf die Beweise an, sondern alles auf den persönlichen Eindruck. Von diesem Manne geht zuweilen eine geradezu suggestive Wirkung aus. Wenn sein Blick, sein Lächeln, seine Haltung die Geschworenen bezwingt, wie dies alles euch bezwungen hat, wie das alles mich erregt und auf seine Seite zieht, wenn ich bei ihm bin, können wir einen Freispruch erleben, besonders auch noch, wenn die eine hilft, deren Wort und Art gerade auf die Männer aus dem Volke wirken kann."

Hartwig kam heran.

„Margritt?" fragte er.

Sein Herz erschrak. Konnte das Schicksal das von ihr verlangen: eine Fürsprache für den, der ihr Dasein verdarb?

„Jawohl, Margritt. Es wird bei ihr stehen, ob sie für ihn aussagen will. Man kann auch ohne Eide den Richtern zuschwören, mit Blick und Ton: der, den ihr anklagt, der muß unschuldig sein — ich fühl's, ich, die ich sein Wesen kenne wie das meine . . ."

Er schwieg. Eine vollkommene Stille befiel sie alle. Sie atmeten kaum vor Erwartung.

Hartwig dachte erschüttert: Wenn sie vor den Schranken steht, ist nicht ihre bloße Erscheinung, die schmerzvolle Weiblichkeit ihres Wesens, die flehende Klage ihres Blickes mehr Verteidigung als alle Reden, die gehalten werden können? Gibt es Männer, die noch den Mut haben können, einen Mörder „Mörder" zu nennen, wenn ein Engel neben ihm ersteht und sagt: Er ist es nicht? . . .

In der großen Stille, die sie umgab, schien Margritt sich zu besinnen.

Langsam legte sie die Hand vor die Stirn, als habe sie Kopfweh.

Sie schloß die Augen. Öffnete sie wieder und sah ins Unbestimmte hinaus.

Man ahnte es — ihre Seele ging zurück — mühsame Wege, vielleicht von Dornen umhegt, die niemand ahnte ...

Und ganz leise sprach sie vor sich hin: „Ich weiß es nicht — noch nicht ..."

Wallrode faßte sich zuerst. Er hatte die Ergriffenheit, der die andern erlagen, von sich abzuwehren. Klar mußte er bleiben, klar ...

„Kommst du mit?" fragte er Hartwig kurz und tat, als habe er für nichts Gedanken als dafür, die Papiere betreffend den Hausverkauf pedantisch genau aufeinander zu legen und in seine Mappe zu tun.

„Ja," nickte Hartwig und stand vor Margritt und küßte voll Ehrfurcht die liebe Hand.

„Leb wohl!" sagte Wallrode. Mit seiner Rechten umschloß er in starkem Druck Danielas kalte Hand.

„Leb wohl!"

Noch einmal sah er sie an, durchbohrend, in gramvollem Ernst.

‚Und wenn nicht sein Werben, wenn nur seine Wünsche sie umkreisten ... an eine ganz Unantastbare wagen sich die Wünsche eines Mannes gar nicht heran,' dachte er in heißer Eifersucht.

Sie verstand seinen Blick nicht. Sie sah nur Feindseligkeit darin. Und das, was Tante Hanna ihr Tag um Tag vorgejammert, bekam auf einmal für sie eine wirklich hörbare Stimme.

Auch ihre Seele war ja aus den Fugen. Auch sie war in dem Warten und den Aufregungen und Demütigungen der letzten Zeit überempfindlich geworden und ihr Stolz immer auf hoher Warte, nach Angriffen auslugend.

Der Gedanke überwältigte sie: reut es ihn — reut es ihn doch?

„Leb wohl!" sagte sie.

Und der Klang des Wortes zerriß ihr das Herz.

Es war ein Abschiedswort — es hallte hinaus in eine Zukunft ohne Glück.

Als die Männer gegangen waren, brach sie in ein heißes Weinen aus.

„Ich gebe ihm sein Wort zurück," sprach sie. „Ja, das muß ich — das will ich ..."

Sie warf sich in die Sofaecke und drückte ihr Gesicht in die Kissen — sie wollte sich und ihren leidenschaftlichen Gram verstecken, um es nicht hinauszuschreien, daß sie ihn liebe — liebe — und nicht wisse, wie leben ohne ihn ...

Sie spürte gar nicht, daß die Schwester traurig und scheu neben ihr kauerte und ihren Arm um sie legte — in tausend stummen Abbitten — als sei all dieser Jammer ihre Schuld.

Elftes Kapitel.

Die Morgenstille des großen Schwurgerichtssaales war von einem wunderlichen Licht durchwirkt. Glanzlos, nicht getragen von der lebendigen Kraft munterer Strahlenbänder, spann es sich hinein. Durch feierliche Kirchenfenster, hoch in der Wand über dem Platz der Richter, kam es kühl und gleichmäßig. Es füllte den ganzen Raum und gönnte keinem Winkel Halbhelle; es zeigte deutlich im braunen Wandgetäfel jede Kehlung und jeden Vorsprung der Schnitzerei. Es lag auf der Mauer über den Paneelen und schien sich zu ermüden an der tausendmal wiederholten Tapetenfigur des hamburgischen Wappens. Von der Höhe der eichenen kassettierten Decke herab hing, nicht unähnlich einem mit den Stielen nach aufwärts ge-

richteten Strauß, der Riesenkronleuchter hinein in dies nüchterne Licht.

Der Tag hatte Zutritt in diesem Saal, aber nicht die Sonne.

Leer und schweigend lag er — in jenem beklemmenden, majestätischen Schweigen von Räumen, durch die niemals das unbefangene Lachen von Kinderstimmen tönt, die niemals erwärmt werden von intimen, heiteren Familienszenen.

Einmal öffnete sich eine kleine Tür, deren geschnitzte Füllungen sich so ganz dem Wandgetäfel einfügten, daß sie kaum als Tür erkennbar war. Fast gespenstisch war es, wie aus der braunen, senkrechten Holzfläche heraus ein Mann im schwarzen Talar kam. Er schritt unter den hohen bunten Fenstern hin, klein und schattenhaft, und verschwand wieder in der gegenüberliegenden Wand.

Es sah aus, wie wenn lange vorm Beginn des Gottesdienstes einsam und eilig ein Laienbruder durch die Hallen schreitet, eifrig in seinen Regisseursorgen für die bevorstehende heilige Handlung.

Und wieder lag der Saal einsam.

Bis sich eine der großen, mit monumentaler Holzarchitektur umbauten Türen öffnete, die wie Pforten schienen, bestimmt, um den düsteren Strom menschlicher Not einzulassen in die feierlich-große Leere des Raumes.

Ein uniformierter Mann trat herein, ihm folgten zwei andre, fast Schulter an Schulter. Der rechte Arm des einen bildete die gleiche Linie mit dem linken Arm des andern. Unmerklich hielt die rechte Hand des Bewaffneten die Fessel, die das linke Handgelenk Alvestons umspannte.

Und hinter ihnen ging wieder einer, der fast ein Zwilling des Voranschreitenden schien, so ähnlich machte neben der gleichen Uniform eine zufällig gleiche Barttracht sie.

Hallend schritt diese Gruppe quer durch den Saal und bewegte sich auf das Gestühl zu, das links vom erhöhten Richtertisch sich vor der Längswand befand. Die Schranken, welche die Bank des Angeklagten umgaben, machten sie

zu einer festen Box. An ihrem Eingang nahmen zwei Polizisten Stellung. Hinter ihm, auf einer Bank an der Mauer, der dritte. Da und dort im Saal begann sich Leben zu regen.

Alveston, sehr sorgsam gekleidet, in ruhevoller, stolzer Haltung, sah den Raum an und beobachtete das, was darin vorging.

Er fühlte sich wie befreit. Nach den langen Wochen der Untersuchungshaft, während welcher Zeit er nur Zeugen, den Untersuchungsrichter und Wallrode gesehen hatte, schien ihm, als sei er aller Monotonie des Daseins nun ledig. Er war so lange gleichsam ein Objekt gewesen, hatte stillhalten müssen zu allem, was man mit ihm anfing. Er war der Möglichkeit beraubt gewesen zu handeln, sich zu entfalten, sein ganzes Wesen hatte gebändigt bleiben müssen.

Heute nun sah er Menschen — und die Menschen sahen ihn ...

Heute war Handlung — und er konnte, er würde in die Handlung eingreifen, sie lenken, ihren glücklichen Gang erzwingen ...

Er konnte agieren — vor einem Publikum. Er fühlte, er brauchte Zuschauer. Er wußte instinktiv: vor solchen lösten sich die überraschendsten Sicherheiten und Kräfte in ihm aus.

Sein ungeheurer Glaube an sich selbst trug ihn. Er hatte das fanatische Vorgefühl, daß er bestimmt sei, Sieger zu sein über das Leben, weil er siegen wollte! Sein Ich war stärker als das all dieser armen, kleinen Dutzendmenschen, die ohne Wagemut im Geleis des Alltags sich vorwärtsziehen ließen von den altmodischen Motoren überkommener Morallehren.

In seiner Erinnerung stand, schon fast verdämmernd, ein Bild. Das Bild eines Herbstabends, den dicker weißer Nebel füllte, und darin die grauen Silhouetten von drei Menschen. Zwei, die langsam schritten. Ein Schuß zerhieb die Luft, und die eine Schattengestalt wankte und

sank. Er sah sich selbst eine hastige Bewegung machen und stieß hart mit dem dritten Schatten zusammen, der im Nebel hinter ihm drein gehuscht sein mußte . . .

Aber gerade diese dritte Schattengestalt machte alles zum Traum. Sie war die Halluzination erregter Nerven gewesen. War sie ein lebender Mensch, so hätte sie längst Fleisch und Blut gewonnen und wäre als furchtbarer Zeuge erstanden.

Ja, alles war nur Traum. Ein vollkommen törichter. Von dem man nicht begreift, wie ein Hirn von klarem Verstand ihn überhaupt hat träumen können . . .

Das hatte keine Wesenheit! War nicht wahr! Sollte nicht wahr sein!

Sein Wille schaltete diese Minuten aus aus seinem Leben.

Denn es war zu wichtig, als daß es an einem Zwischenfall hätte zerbrechen dürfen . . .

Er sah fast in unbefangenem Interesse zu, was sich begab.

Ihm gegenüber war ein zweireihiges Gestühl, die zweite Reihe höher als die erste. Er erriet, daß dort nachher die Geschworenen sitzen würden, und in der Tiefe des Saales, fern, dem Richtertisch gegenüber, waren zwei Stuhlreihen, vielleicht für die Zeugen. Hinter diesen Stühlen zog sich eine Schranke hin. Unmittelbar an sie stießen Schreibpulte, an denen schon Stenographen, Berichterstatter für die Presse mit ihrem Handwerkszeug es sich kommod machten. Und hinter diesen befand sich der Raum für die Zuschauer.

Die leere Mitte des Raumes wiederholte die länglich-viereckige Form des Saales.

Wallrode trat ein durch dieselbe Tür, unter deren wuchtiger Krönung hindurch wenige Minuten vorher Alveston geführt worden war.

Er schritt quer durch den Saal auf sein Pult zu; das war fast eingezwängt zwischen dem oberen Ende der An-

klagebank und der Estrade, darauf der Richtertisch und das Pult des Staatsanwalts standen.

Er sah sehr bleich aus, und seine Züge waren scharf. Das war nicht mehr der Mann, der frisch und unbekümmert ins Leben sah und immer nur das Bestreben gehabt hatte, es sich recht übersichtlich und reinlich zu gestalten.

Alveston begrüßte ihn auf das verbindlichste und ruhevollste.

„Ich fühle mich in guter Form,“ sagte er, „und bin sicher, Ihnen Ihre Aufgabe sehr zu erleichtern.“

„Hoffen wir das Beste. Und denken Sie an unser gestriges Gespräch,“ antwortete Wallrode.

Noch einmal hatte sein Verstand gestern mit diesem Mann, gegen ihn gerungen. Sich noch einmal gegen das Gift gewehrt, das ablenkende Worte, ritterliche Mienen, betonte Verschwiegenheiten, verwehrte Antworten, leugnende Ausrufe ihm Tag um Tag beigebracht. Was ist alle Kunst der Anschuldigung gegen die Künste vielsagender Entschuldigungen?! Was der wuchtige Schlag eines ungeheuern Geständnisses gegen die feinen Stiche eines Nichtgestehens . . .

Und mit beschwörendem Ernst, voll heißer Sorge an die eine denkend, die ihm das Glück dieser Welt bedeutete, hatte er ihm gesagt: „Was für Empfindungen oder Geschehnisse Sie auch zu Ihrer Entlastung anzuführen hätten — geben Sie die geheimnisvolle Haltung auf, die Sie belieben mir gegenüber zu bewahren. Seien Sie klar und wahr. Entfesseln Sie nicht mit dunkeln Worten die Phantasie der Zuhörer. Andeutungen sind gefährliche Waffen, sie fliegen auch oft auf den zurück, der sie aussendet. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben. Es muß ertragen werden von allen, die es trifft — oder es muß von ihnen zurückgewiesen werden können!“

„Ich bin ein Gentleman,“ hatte Alveston in seinem stolzen Ton geantwortet, „und werde als solcher zu handeln wissen.“

Es wurde nun lebendig im Saal. Im Hintergrund ließ man die Zuschauer herein; in gedrängtem Schwarm schoben sie sich hastig und füllten in einer Minute den für sie abgeteilten Raum.

Durch die monumentale Tür, schräg gegenüber dem Angeklagten, schritten im Zuge die Bürger, aus deren vorbestimmtem Kreis für den heutigen Fall die Geschworenen ausgelost werden sollten. Zu zwei und zwei gingen sie wie in einem Trauergefolge, und ihre Gesichter, fahl im strengen Licht des Saales, sahen bekümmert oder verlegen, unbeholfen-feierlich oder sehr wichtig aus.

Sie nahmen vorerst auf den für die Zeugen bestimmten Stuhlreihen Platz.

Nun erschien das Gericht. In stolzer Würde, priesterlich im schwarzen Talar, schritten die Richter: drei Gestalten voll sicherer Haltung.

Hinter ihnen der Staatsanwalt, der wie ein verkleideter Offizier aussah.

Ein dumpfes Rauschen ging durch den Saal; alle Anwesenden erhoben sich.

Eine schweigende Zeremonie des Respektes vor der Gerechtigkeit, die sich in diesen Männern symbolisierte.

Alveston sah mit brennendem Interesse allem zu. Er fühlte die Blicke des Publikums und der Geschworenen auf sich. Und er genoß diese Aufmerksamkeit und er wurde von ihr beeinflußt. Es schien, als werde seine Haltung noch freier, sein Ausdruck liebenswürdiger, sein Blick glänzender.

Ganz genau betrachtete er die einzelnen Gesichter in der enggepreßten Zuschauermenge. Das eine oder andre kam ihm bekannt vor. Er konnte sie aber nicht bestimmen.

Er bemerkte, daß innerhalb der Schranken des Saals, neben den jetzt noch von den Geschworenen besetzten Zeugenstühlen, noch ein paar Plätze waren. Da hatten sich, unbeachtet eingetreten, einige bevorzugte Zuhörer still niedergelassen: ein paar Juristen und zwischen ihnen Konsul

Oskar Gräfenhain, Onkel Geo und der Doktor Hartwig Mallinger.

Alvestons Nasenflügel bebten. Er zauderte einen Moment in der Frage, ob er diesen dreien ein leises Lächeln als Gruß gönnen solle. Aber er gab sich den Anschein, als sähe er sie nicht.

Und er hatte doch genau das starr auf ihn gerichtete Auge des Doktors Mallinger gesehen. Er dachte: dieser hofft auf meinen Untergang!

Und die Vorstellung beflügelte seinen kühnen Fechtermut.

Nun begann die handwerksmäßige Einleitung, die dem erregenden Schauspiel voranging.

Die Geschworenen wurden ausgelost. Ihrer zwölf, die der Zufall aus den zwanzig, die bereit waren, herausgehoben, nahmen ihren Platz auf den beiden ein wenig amphitheatralisch erhöhten Bänken, dem Angeklagten gegenüber.

Sie wurden vereidigt, und wieder ging ein gedämpftes Rauschen durch den Saal. Alle standen, und erhobene Schwurfinger streckten sich nach oben, in feierlichem Gelöbnis dem Richter aller Richter zuschwörend, das Recht zu wahren ...

Der Vorsitzende verlas ein langes Schriftstück. Es verkündete den formellen Beschluß des Gerichts, daß das Hauptverfahren nunmehr eröffnet werden solle. Monoton rann die kaum zu kräftigen Akzenten sich erhebende Männerstimme.

Aber dann, als er von den vielen Blättern das letzte umgeschlagen und herabgelesen, als er sie mit einer seltsam abschließenden, energischen Handbewegung auf den Tisch legte, dann ging gleichsam ein Erwachen durch ihn und teilte sich dem ganzen Saal mit.

Das Gesicht des Oberlandesgerichtsrats Atterfeld, der den Vorsitz in dieser Sache hatte, war hell und offen, wie es die Gesichter blonder Niedersachsen sind. Der scharfe und kluge Ausdruck, den es im Schweigen hatte, gab ihm

etwas Unerbittliches. Aber sowie er sprach, milderten sich die strengen Formen, und ein Zug von Güte trat in die Erscheinung, der Zutrauen erwecken mußte.

Rechts und links von ihm die beisitzenden Richter konnten gegen seinen feinen und bedeutenden Kopf nicht recht aufkommen. Das behagliche, bartlose Lebemannsgesicht des einen sah nach gutem Frühstück bei Pforte, nach viel Sorglosigkeit und der Geneigtheit aus, Gott und der Welt von Herzen alles zu verzeihen, was sie verziehen haben wollten. Der andre machte einen bekümmerten und nervösen Eindruck, als hätten die Verantwortlichkeiten seines Berufes ihn schon fast zerrieben.

Nun tat der Vorsitzende die erste aller Fragen, er tat sie mit wohlwollender Stimme, und sein durchdringender Blick ruhte klar und voll auf Alvestons Gesicht.

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig der Tat, um derentwillen Sie hier stehen?"

Alveston stand aufrecht in einer Haltung, die auf das vollkommenste Ehrerbietung und Unbefangenheit vereinte — etwa wie ein sehr gut erzogener junger Mann in Gesellschaft vor einem Würdigen sich hält.

„Nein," sagte er frei.

Und nun schien in diesem klaren Raum, den nüchternes Licht unerbittlich erhellte, der geheimnisvolle Nebelabend mit all seinen Undurchdringlichkeiten noch einmal erlebt zu werden.

Vor der Phantasie der Zuhörer erstand er neu, und all seine Geschehnisse sollten von den Geschworenen nachempfunden, begriffen werden. Die Fragen des Vorsitzenden klopften an verschlossene Tore. Die Aussagen der Zeugen bauten den Hergang auf vor den geistigen Augen der Richter.

Immer wieder klang die feierliche Formel des Eides durch den Raum, immer von neuem eine merkwürdige Anempfindung von Verantwortlichkeit in allen auslösend.

Alveston leugnete nichts. Er gab dem Kutscher Lübbers

zu, daß er mit ihm gefahren sei. Und als der von den langen, weißen, ringlosen Händen des Fahrgastes sprach, hob er ein wenig seine Hände, besah sie und schien allen Anwesenden Gelegenheit zu geben, sie zu bewundern. Den treuherzigen und etwas befangenen Gepäckträger Heiners ermunterte er selbst, nicht vor der Verantwortlichkeit seiner Aussage zurückzuschrecken. Er erkannte die weiße Perücke und die Schirmmütze, die auf dem Tisch lagen, mit einem Kopfnicken an.

Dem schwerbeinig ausschreitenden und wuchtig auftretenden Schiffer Breitenweg, der bekümmert aussah, weil es ihm bei dieser Gelegenheit wieder um den alten Engelbert leid tat, der ein honoriger alter Mann gewesen sei, dem Schiffer gab er zu, daß sie einander auf der schmalen Treppe über dem Wasser leicht hätten umstoßen können. Und in seinem Gesicht war manchmal ein Lächeln, wie Männer lächeln, die voll zärtlicher Nachsicht mit sich selbst eines Streiches gedenken, der toll, verblendet, ja wahnwitzig war und den sie dennoch, dennoch niemals bereuen werden.

Und mit diesem selben Lächeln, das kühn und verschwiegen zugleich war, gab er auch zu, all dies anfangs vor dem Untersuchungsrichter geleugnet zu haben.

Warum? Wer verficht nicht seine eignen Angelegenheiten gegen fremde Augen, die in sie hineinsehen möchten? Das Recht des Menschen an seine eignen Erlebnisse ist so gut ein Recht, wie das des Gerichts, ein vorgekommenes Verbrechen aufzuhellen. Wenn das eine das andre antastet, vielleicht antasten muß, entsteht Verwirrung.

Wallrode trat oft zurück hinter seinen Klienten. Er fühlte, der gewann den Saal, der verführte die Geschworenen, mit denen er kokettierte — ja, kokettierte. Das war das Wort . . .

Er selbst konnte sich nur mit aller Zähigkeit an den Zeugen Schmaljohann halten, den zweiten Kutscher, der den Kapuzenmann gefahren hatte.

Er bewies mit starkem Eifer, daß dieser Mensch schon um dessentwillen in hohem Grade der Tat verdächtig sei, weil er sich trotz aller Aufrufe nicht gemeldet habe.

Er fühlte: die Geschworenen konnten sich der Erkenntnis nicht erwehren, daß dies ein dunkler Punkt sei.

Der Zeuge Schmaljohann war höchst glaubwürdig, hatte sich sofort damals gemeldet, keinerlei Gründe lagen vor, daß er eine so romantische Aussage hätte erfinden sollen. Zudem hatte er ein Beweisstück: die zwanzig Mark. Als solider und einer scharfes Regiment führenden Gattin äußerst gehorsamer Ehemann, hatte er das Geld ihr, abzüglich der beiden Grogs, die er sich und Lübbers spendiert gehabt, sogleich noch in selbiger Nacht abgeliefert.

Er legte geradezu schauspielerisches Talent an den Tag, indem er mit unwillkürlichen und sehr plastischen Gesten die Hast seines Fahrgastes nachahmte. Nur hinsichtlich der Brille konnte er nicht beschwören, ob sie grau oder blau gewesen. Jedenfalls habe sie „so komisch geblinkert“.

Der Zeuge Schmaljohann genoß die Apotheose seiner Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit vor den Ohren seiner Frau. Vor dem ganzen Saal war es ihm ja egal, aber nun hörte seine Kathrin es mal, was er eigentlich für 'n Kerl sei.

Wallrode entflammte sich für seine Hypothese: ein Zusammentreffen, ein unglaubliches Zusammentreffen von Umständen lag vor. Diesen Kapuzenmann konnte nichts aus der Welt räumen. Er war da. Und er bewies mehr für Alveston, als alle Indizien es gegen ihn konnten.

Alveston und er hatten in kurzen, glänzenden Augenblicken das Gefühl eines wunderbaren Zusammenarbeitens.

Aus irgendwelchen Ursachen, die mit der verborgenen Taktik des Vorsitzenden zusammenhängen mochten, hatte dieser nur einmal flüchtig die Frage berührt, aus welchen Gründen Alveston sich denn an jenem Nebelabend in solcher Verkleidung in die Gegend gewagt.

Da hatte Alveston mit völliger ernster Ruhe gesagt, daß er darüber Schweigen zu bewahren wünsche.

Wallrode atmete tief auf. Er wußte kaum, daß er einen Seufzer ausstieß.

Er fühlte ja voraus, daß diese Frage wiederkommen werde, immer wieder. Daß der Vorsitzende, dessen kluge Strategie berühmt war, sie in den unerwartetsten Momenten ihnen plötzlich zwischen die Füße werfen würde, um ihren Lauf zu stören, den Angeklagten zu Fall zu bringen.

Dennoch dachte er: ‚Gottlob!‘ Denn ihm schien diese feste und ruhevolle Antwort Alvestons Gewähr für seine weitere Haltung.

Und sein schmerzlicher Mut hob sich.

Wenn er die eine, Süße, Heißersehnte auch verloren hatte — vor der Welt sollte sie von niemand angetastet werden.

Ihm selbst erschien sie jetzt wie von Rätseln umhüllt. Am meisten noch durch das, was sie ihm gestern angetan, gestern, in letzter Stunde vor diesem furchtbaren Kampf. Ja, da hatte sie ihm geschrieben: „Du bist frei von mir! Frei!“ Gab es dafür wohl eine Erklärung außer der, daß sie sich doch schuldig fühlte?

Und wenn sie es tat, war es nicht ein Beweis für die Wahrheit all der Unschuldsschwüre dieses Mannes?

Immer heißer, immer überzeugter focht er für ihn.

Und tief im Untergrund seines Wesens war eine ungeheure Ironie: das Glück seines ersten „Falls“ erhob sich über den Fall seines Glücks ...

Er hatte die Geliebte verlieren müssen, um zum vollen Glauben an seinen Klienten zu kommen.

Das gab seinem Auftreten eine Wucht und seiner Art eine klare, maßvolle Schärfe, die auf die Geschworenen ebenso bezwingend hinüberwirkte wie das romantisch-geheimnisvolle, das überlegen lächelnde Wesen des Angeklagten.

Und als der Augenblick für die Mittagspause gekommen war, brauste eine merkwürdige Erregung durch

den Saal und wurde von allen hinausgetragen in die Außenwelt.

Die Freisprechung des Angeklagten schien fast gewiß. Was konnte der Nachmittag noch an diesem Eindruck ändern? Da wurden die Familienmitglieder vernommen. Nun, daß die nur Entlastendes auszusagen haben würden, ließ sich annehmen.

Und überhaupt: kam es denn in diesem Prozeß auf Zeugen, auf Indizien, auf Aussagen an?

Die Persönlichkeit des Angeklagten war alles! Und das Vorhandensein eines im Dunkeln gebliebenen Menschen, der sich verbarg, wie sich nur Schuld verbirgt.

Diese beiden Umstände entschieden den Fall.

Das war das leidenschaftliche Gespräch der Menge.

Wallrode fand im Anwaltszimmer seinen Freund vor. Dorthin hatte er ihn bestellt, wie er ihm auch den bevorzugten Platz zum Zuhören im Saal verschaffte. Sie wollten zusammen irgendwo in der Nähe ein wenig essen.

Sie waren beide zu erregt, um zu sprechen.

Als Wallrode oben auf der großen Freitreppe des Strafjustizgebäudes stand, nahm er den Hut ab und hielt die Stirn dem feuchten Westwind hin. Das tat wohl — wohl —

Ein trüb-schmutziges Bild bot der große Holstenplatz. In den Anlagen gab es noch Schneeflecke, aber auch sie waren schon glasig und porös. Sonst hatte sich alles, was vor drei Tagen Straßen und Plätze stimmungsvoll weiß überpudert gehabt, in dreckige Nässe verwandelt. Der zinnfarbene Himmel stand in melancholischer Unbeweglichkeit. Die Fronten der Häuser wirkten hart und bunt, weil kein milderndes Sonnen- und Staubgeflimmer Farben und Linien ineinander wischte. Das Straßenleben schien düster, als gingen alle Menschen in unerquicklichen Gedanken einher.

Dann saßen die beiden Freunde in irgend einem Restaurant zusammen, an einem kleinen Rundtisch in einer leidlich

behaglichen Ecke. Und auf dem weißen Tischtuch die betrübliche, typische kleine Gruppe von Gläsern, Salz- und Pfeffer- und Senfnäpfchen nebst der altersblinden Flasche Worcestershiresauce, die wirkte wie das Symbol allen Junggesellenelends.

Sie sprachen mit hastigen und gequälten Stimmen nur von dem, was man etwa essen könne. Und Wallrode meinte, er wolle weder Wein noch Bier. Aus Vorsicht.

Und auf einmal, mitten heraus aus den banalsten Eß- und Trinkerwägungen, sagte er scharf und bitter: „Du hast dich gewundert, daß ich dir meine Verlobung verschwieg. Dafür sollst du der erste sein, der meine Entlobung erfährt."

„Ent . . ."

„Jawohl. Daniela hat mir geschrieben. Knapp und klar. ‚Ich will Dich nicht halten. Ich gebe Dir Dein Wort zurück. Du bist frei.' Nun, was soll man auch noch mehr sagen, wenn man das zu sagen hat."

„Mein Gott. . . . Und der Grund?"

„Lieber alter Junge: wüßt' ich ihn — ist da ein triftiger — der triftige — ja, so sagt' ich ihn nicht. Nicht dir, nicht einem — nein, keinem. Nimm an: Mädchenlaune. Daran hat sie es früher auch schon nicht fehlen lassen. Ausdrücklich: nimm das an."

Hartwig konnte seinen Schreck, sein Mitleid nicht bemeistern. Er hörte ja den schneidenden Schmerz aus diesem Ton heraus.

„Darf ich ein offenes Wort sagen?" fragte er.

„Freunde haben in solchen Momenten stets das Bedürfnis, ‚offene Worte' zu sprechen. Immer zu. Falls du Trostreden zu vermeiden weißt."

„Ich wollte dir nur sagen, daß ich eher den Eindruck haben mußte, du seiest von Zorn als von Liebe besessen, als ich dich vor drei Tagen mit Daniela zusammen sah. Und vielleicht — vielleicht hatte ihr Stolz das Gefühl, du bereutest, dich mit ihr verlobt zu haben . . ."

Er sprach sehr vorsichtig. Er wollte nicht verraten, was Tante Hanna fürchtete, mutmaßte. Er wußte: das konnte nicht zutreffend sein. Er verstand den Freund zwar nicht, aber er wünschte ihn darauf hinzuleiten, daß der die Frauen verstehe . . .

Wallrode fuhr auf.

„Das Gefühl konnte sie nicht haben — durfte sie nicht haben. Ich hielt um sie an in einem Moment, wo es fast gewiß schien, daß Alveston ein Mörder sei. Das mußte ihr genug sein, ihr zeigen: ich kenne keine Rücksichten auf die Welt."

Er besann sich eine Weile. Sie saßen schweigend, als käme alles darauf an, schnell diese Pflicht, diese ernsthafte Pflicht zu erledigen.

Und dabei dachte Wallrode: ‚Ich muß ihm einen Brocken hinwerfen, der seine Gedanken satt macht, sonst umschleichen sie allzu hungrig meine Sache. . . .'

„Höre," sagte er in seiner kurzangebundenen Art, die er annahm, wenn er an seine Mitteilungen kein Gespräch über sie anschließen wollte, „höre . . . ich ahne den Grund! Nochmal: wenn er der ist, den ich fürchte, dann ist er triftig. Dann muß ich nur staunen: warum wies sie mich nicht gleich ab. Wenn ich mein Gedächtnis recht befrage: lau nahm sie mich an. Vielleicht bloß im Kampf von zwei Sorten Klugheit — die eine Klugheit sagte ja, die andre nein. Liebe sagte überhaupt nichts. . . . Nun, es ist vorbei — man hat ein Jahr von seinem besten Leben verzettelt — kommt vor — Männer sind ein zu unterhaltsames Spielzeug für Mädchenhände."

Und mit zorniger Gebärde trank er in großen Zügen sein Glas Mineralwasser aus.

— — — — — — — — — — — —

Nach dem Zwischenspiel der Mittagspause war die Szene im Schwurgerichtssaal eine scheinbar ganz veränderte. Unbestimmbarkeiten gaben ihr eine neue Farbe. Vielleicht war es das Licht, das die Riesenkrone in heiterer

Fülle herabsandte und um sich wirken ließ. Denn vorm zinnernen Nachmittagshimmel draußen hatte sich so viel schwarzgraues Gewölk versammelt, daß der Tagesschein schon um drei Uhr zu siech geworden war, um noch den braunen Saal füllen zu können. Vielleicht war es der fast fröhliche Ausdruck aller Zuschauer, die sich inzwischen mehr und mehr in dies Genußgefühl hineingesteigert hatten, einem Schauspiel mit versöhnlichem Ausgang beizuwohnen. Vielleicht war es auch die größere Frische der Geschworenen, die noch in ihren Lungen den feuchten Atem des Westwindes und in ihrem Magen ein gutes Hamburger Mittagessen fühlten.

Wieder sah Alveston sich jede Gruppe der Anwesenden an, und als er jetzt unter den begünstigten Zuhörern im inneren Saal wieder den Konsul Oskar Gräfenhain und den Doktor Mallinger sah — Onkel Geo mochte es zu angreifend gefunden haben oder hielt noch sein Schläfchen, er fehlte —, da grüßte er leise mit den Augen. Auf den Brillengläsern Mallingers stand gerade ein funkelnder Reflex und Alveston konnte nicht erkennen, ob der Blick dahinter ihm antwortete. Aber das sah er, daß der Konsul Oskar Gräfenhain in der gewohnten grandiosen und mastigen Haltung kühl wegsah.

Das beeindruckte Alveston. Diese lächerliche Nebensächlichkeit trübte ihm ein paar Minuten den ehernen Glauben an den glücklichen Verlauf der Sache. Er kämpfte mit sich, wollte sich seine Stimmung zurückerobern.

Der Ärger über Fred Engelberts Aussage half ihm. Dieser wichtige junge Mann, der mit jedem Zoll künftiger Handelsfürst zu sein strebte, legte mit der ganzen, knappen, kaufmännischen Deutlichkeit, die der Disponent des Hauses William Krüger & Cie. selbstverständlich handhabte, dar, daß die Alveston Oil Company Schwindel sei.

In flammender Entrüstung erhob er sich zur Abwehr. Der Vorsitzende ließ ihm erstaunlich weiten Spielraum — Atterfeld bewertete gesprochene Selbstporträts von Angeklagten unter Umständen sehr hoch.

Und Alveston sprach in der heißen Überzeugung, mit der er so oft auf Wallrodes zähe Kritik eingestürmt war, nun auch vor den Geschworenen und dem Publikum von den sicheren Siegen, die seiner geschäftlichen Kühnheit vorbehalten gewesen wären, wenn man ihn nicht gerade im verhängnisvollsten Augenblick der Freiheit beraubt haben würde. Ja, es sei noch nicht zu spät. Wenn er heute abend frei, wie er es fest erwarte, diesen Saal verlasse, dann werde er morgen unterwegs sein nach Amerika, und seine Mitbürger, voll Verständnis für kecken Unternehmungsgeist, für den verwegenen Mut, der den Erfolg vom Himmel zu reißen versteht, wenn die Erde ihn verweigert, die würden ihm zum Triumph verhelfen. Er pries den Amerikanismus, wie er ihn auffaßte, und sagte stolz, daß er alle Qualitäten in sich fühle, ein großer Amerikaner zu werden ...

Und er schloß mit dem fast höhnisch hinausgeworfenen Wort, daß er, ein Mann, der Millionen zu erwerben gewiß sei, nicht damit beginne, einen kleinbürgerlichen Mann um eines kläglichen bißchen Geldes wegen zu ermorden. Das sei kein logischer Anfang zu grandiosem Aufstieg ...

Und bei diesen seinen Worten sah er jenes verdämmernde Erinnerungsbild gar nicht mehr — es war ausgelöscht — der Sturm seines Willens, sein brennendes Gefühl: „Ich werde mich behaupten,“ hatte es wirklich und total vernichtet.

Seine Stimme hatte den Klang, den echten Klang der Wahrheit.

Aus dem Zuschauerraum ertönte Bravo und Zischen. Der Vorsitzende sprach die übliche Rüge aus.

Alveston hörte nur das „Bravo“ und saß erhobenen Hauptes, eitel lächelnd.

Während dieser Rede hatte Wallrode die Geschworenen scharf beobachtet. Er glaubte zu bemerken, daß in einigen Gesichtern der Ausdruck von Betroffenheit, ja von Be-

wunderung stand, während die Kaufleute unter ihnen — es waren ihrer sieben — ärgerliche oder verkniffene oder spöttische Mienen hatten. Alle bemühten sich natürlich, nichts davon zu zeigen. Aber Undurchdringlichkeit ist eine Maske, an die man von Berufs wegen gewohnt sein muß ... sonst versteht man es nicht, sie fest genug anzulegen ...

Die nächste Zeugin war Fräulein Hanna Engelbert. Sie sah sehr erhitzt aus. Ihr Zorn gegen Alveston, ihr Glaube, daß er ein Mörder und Betrüger sei, war während der Wartezeit im Zeugenzimmer auf den Gipfelpunkt gestiegen. Dieser Aufenthalt wirkte auf sie wie eine persönliche Beleidigung, wie eine Inhaftierung auf einen Unschuldigen.

Und nun auf einmal, da sie hier stand, gingen unbegreifliche Strömungen durch ihr Gemüt. Wie ein Kartenhaus warfen sie alles um, was die letzten Wochen in ihrer Vorstellung aufgebaut hatten.

Es kam ihr plötzlich phantastisch vor, daß ein Mensch, der zu ihrer Familie gehörte, mit dem sie so oft am selben Tisch gesessen, der ihr zahllose Male die Hand geküßt hatte — daß der ein Mörder sein solle. Und ganz besonders wirkte es auf sie, daß Alveston genau so aussah wie immer. Sie hatte irgendwie dunkle Vorstellungen von Sträflingskleidern, geschorenem Haar und dergleichen gehabt. Plötzlich war ihr die ganze Geschichte so fern wie eine Notiz in der Zeitung — man liest es, unterhält sich schaudernd, regt sich auf — aber eigentlich geht es einen nichts an.

Und dann war es ihr auch, als käme von Alveston her ein Zwang auf sie hinüber. Als müsse sie sich vor ihm genieren. ...

Der Vorsitzende fragte sie nach ihren Personalien.

Blitzschnell fuhr es durch sie hin: ‚Gott, was für 'n Unsinn, lieber Atterfeld, wir haben doch noch im Frühling, als ich Sie bei dem großen Diner bei Senator Reimers

zu Tisch hatte, davon gesprochen, daß ich ein Jahrgang mit Lu Reimers, Ihrer Schwiegermutter, bin.'

Vielleicht las der Oberlandesgerichtsrat Atterfeld diesen naiven Gedanken in ihrem lebhaft sich ihm zuwendenden Gesicht. Es schien, als spiele ein ganz leiser humoristischer Zug um seinen Mund. Aber in unerschütterlicher Sachlichkeit des Tones fragte er weiter.

Und Tante Hanna antwortete etwas kurz, um ihre Verachtung des „überflüssigen Krimskrams" anzudeuten. Und dann konnte es der ganze Saal hören: Jawohl, Alveston habe ihr hunderttausend Mark abgenommen. Aber sie denke immer: Wenn er nur zur rechten Zeit Anteilscheine hätte verkaufen können und Geld in die Hand bekommen habe, wäre nichts verloren worden.

Und eines Mordes halte sie ihn denn doch nicht für fähig.

Sie weinte beinahe, als sie es sagte. Plötzlich versiegte ihre Stimme, und der Tränenschwall, der hatte hervorstürzen wollen, stockte. . . . Sie vergaß, daß sie hier stand, beobachtet von den durchdringenden Blicken Atterfelds und ein Schaustück für den ganzen Saal. Sie sah in jene Nachmittagsstunde hinein, in der Alveston sie überreden wollte, ihre Hypothek von fünfzigtausend Mark zu verpfänden, und sah wieder dies furchtbare Gesicht — das gar nicht Alvestons Gesicht schien —, wutverzerrt, mit erloschenen Augen. . . .

„Sie haben noch etwas hinzuzufügen?" fragte der Vorsitzende mit dem Ausdruck einer milden, ermutigenden Überredung.

Tante Hanna sah ihn verwirrt an.

Sie zitterte und seufzte.

„Nein," brachte sie hervor, „was sollte ich wohl noch zu sagen haben?"

Sie war sehr unglücklich. Dachte auch ungefähr: ‚Ich blamiere mich. Ja, dies ist nicht leicht. . . .'

Daß ihr plötzliches Verstummen, ihre Verwirrung sehr beredt seien, ahnte sie nicht. . . .

Atterfeld ließ sie ein paar Augenblicke sich besinnen. Dann fragte er, beinahe als säße er wieder neben ihr zu Tisch und plaudere über gemeinsame Bekannte mit ihr: „Der Angeklagte leugnet nicht, am Mordabend mit Perücke und Schirmmütze maskiert draußen in der Nähe Ihres Familienhauses gewesen zu sein. Sie haben natürlich so Ihre Gedanken darüber, was er da gemacht haben könnte?"

Da wallte ihre Lebhaftigkeit auf.

„Nicht die allermindesten. Wie sollte ich wohl," sagte sie eifrig, und alles, was sie so kläglich bedrängt hatte, trat auf der Stelle in den Hintergrund.

„Glauben Sie, daß er seiner Frau treu war?"

„Natürlich!" rief Fräulein Hanna enthusiastisch.

Der Vorsitzende stellte fest, daß Mark Alveston eine zärtliche Beziehung zu der Sängerin Estelle Bosson unterhalten habe. Die Dame war kommissarisch in Petersburg vernommen worden und hatte mit der größten Unbefangenheit alles zugegeben, auch die sehr wertvollen Geschenke, die sie von Alveston erhalten habe.

Wallrode protestierte. Dies habe nichts mit der Sache zu tun. Man solle die ohnehin so schwergeprüfte Frau des Angeklagten schonen und sein Eheleben unberührt lassen. Der Staatsanwalt mischte sich ein. Man warf rasche Bemerkungen hin und her. Estelle Bosson hatte glaubhaft nachweisen können, daß sie seit acht Tagen vor dem Mord Alveston nicht mehr gesehen habe, weil um jene Zeit ihr Verlobter, ein russischer Impresario, in Hamburg eingetroffen sei.

Alveston drückte seine Geringschätzung dieser nebensächlichen Erörterung aus und fragte hochmütig, was diese Dinge mit der Ehe zu tun hätten.

Und Tante Hanna stand verdummt.

Bis plötzlich Atterfeld sie weiter fragte: „Halten Sie es für möglich, daß Alveston dort draußen etwa an jenem Abend ein Rendezvous hatte?"

„Ach, mit wem wohl?" sagte Tante Hanna verzagt

und eigentlich gedankenlos infolge der ihr gewordenen Offenbarung, daß Mark also seiner lieben, süßen Frau untreu gewesen war — „da gibt es ja sozusagen keine Menschen weiter. Meine Nichte Daniela war da die einzige junge Dame."

Der Angeklagte sprang auf.

„Ich verwahre mich gegen diese Erörterung und die Hereinziehung dieses Namens in die Debatte," rief er voll Pathos.

Eine Pause entstand. Ganz kurz — doch allen fühlbar — allen — wie ein Staunen —

Wallrode saß wie ein Bild von Stein.

‚Schuft,' dachte er, ‚Schuft!'

Denn diese Verwahrung war ja eine Bloßstellung ... Nun ließ er seine Künste, mit Verschweigen preiszugeben, dennoch spielen — auch hier ...

Man wies Tante Hanna an, daß ihre Vernehmung beendet sei, und sie durfte neben Fred Engelbert in der für die Zeugen bestimmten Stuhlreihe Platz nehmen. Sie wischte sich das Gesicht, seufzte und dachte immerfort: ‚Ach Gott, ach Gott ...'

Daniela Engelbert betrat den Saal, von einer so allgemeinen Aufmerksamkeit empfangen, daß sie es spürte. Das drang auf sie ein, als sei sie einer Unverschämtheit ausgesetzt. Sie wurde rot. Ihre Befangenheit nahm zu, während sie durch den Saal schritt.

Sie wußte nicht, wo Wallrode seinen Platz hatte. Aber indem sie sich dem Tisch der Richter näherte, fühlte sie, ohne hinzusehen, die Gegenwart des geliebten Mannes.

Sie sah auch Alveston. Nicht deutlich, aber doch so, wie man noch in einem Winkel des Gesichtsfeldes die Menschen erkennt, denen man sich nicht direkt zuwendet.

Was sie aber nicht sah, sie allein vom ganzen Saal nicht, war, daß Alveston mit großen, feurigen Blicken, wie hingerissen von ihrer Erscheinung, an ihr hing. Daß seine Nasenflügel bebten, daß er wie ein Mann dasaß,

der nicht imstande ist, sein Entzücken über das Wiedersehen eines heißgeliebten Wesens zu verbergen.

Der Vorsitzende begann zu fragen. Sie antwortete mit kaum hörbarer Stimme. Sie hatte nur das einzige Bestreben, sich zu fassen. Sie wollte es des einen, des Geliebten wegen. Er sollte nicht denken, sie sei ganz zerbrochen, weil sie ihn verloren habe. Sie klammerte sich an ihren Stolz.

Und all diese Fragen riefen ihr die Stunden so deutlich zurück, wo der geliebte Mann sie mit ganz den gleichen Nachforschungen gequält hatte. Sie begriff nicht, weshalb sie von jeder Minute des Unglücksabends Rechenschaft ablegen solle.

Und sie war Alveston dankbar, weil der voll Leidenschaft einmal aufsprang und eindringlich bat, daß man Fräulein Daniela mit Fragen nicht quälen solle.

Belebter, fast eifrig sagte sie dann, daß sie ja in der Tat nichts wisse und erzählen könne, als die schon dem Untersuchungsrichter gegebene Darstellung des Unglücks.

Ob sie den Angeklagten für fähig der Tat halte? fragte Atterfeld plötzlich.

„Nein," rief sie, „nein!"

Sie rief es eigentlich in ihren Gedanken tröstend der armen Schwester zu.

Sie sah nicht, daß Alveston ihr mit einem beredten Augenaufschlag dankte — nur der Saal sah es ...

Ihr Herz klopfte vor Schmerz und Zorn, als dann Wallrode sagte: er müsse als Verteidiger des Angeklagten darauf bestehen, daß die Zeugin ganz rückhaltlos aussage — ganz wahr.

‚Hab' ich je gelogen!' dachte sie tief verletzt. ‚Und warum sollte ich es hier! In dieser Sache!'

Sie wandte sich ihm zu. Aber sie sah ein blasses, scharfes, fast fremdes Gesicht ... und sah gesenkte Lider — als wolle sein Auge sie vermeiden.

Langsam ging ihr Blick weiter — traf Alveston ...

Sie erschrak — der Atem stockte ihr — so glühend sah der sie an — so vielsagend — welch ein Blick — zehnfach brennender als jene, mit denen er sie früher zuweilen verwirrt hatte ...

Und eine ungeheure Abwehr, einer stolzen Entrüstung gleich, züngelte in ihr empor.

Der Vorsitzende fragte seltsam trocken: „Sie haben Ihrem Schwager besonders nah gestanden?"

„Nein!" rief Alveston, „Fräulein Daniela hat mir nicht nahe gestanden. Ich verbiete diese Frage."

Ein Gemurr ging durch den Zuschauerraum. Der Vorsitzende warf einen scharfen Blick hinüber und sagte zugleich: „Sie haben nichts zu verbieten. — Zeugin, haben Sie dem Angeklagten besonders nahe gestanden?"

Sie verstand noch nicht, was vorging. Aber das Gefühl einer ungeheuern Gefahr drang auf sie ein.

„Nein, das habe ich nicht getan," rief sie.

Es war niemand im Saal, der nicht begriff, was dies alles bedeutete — welche Anschuldigung hinter diesen Fragen und dieser Abwehr standen. ... Und von allen Menschen begriff es einer mit dem äußersten Entsetzen ... der eine, der nicht als Zeuge aufgerufen war und dennoch das Schicksal meistern konnte, das hier zur Entscheidung stand ...

Nun erhob Wallrode sich. Er sah nicht die schlanke Gestalt in dem düstern Trauerkleide an. Er sah neben ihr vorbei — blickte nicht in die Augen, die starr vor Schmerz und Schreck auf ihn geheftet waren ...

„Ich frage die Zeugin," begann er mit harter Stimme, wie einer, der mit äußerster Überwindung spricht, „ich muß die Zeugin im Interesse meines Klienten fragen — es handelt sich um Tod und Leben — hat sie Mark Alveston gesehen oder gesprochen an jenem Abend, als er in seiner Verkleidung hinausschlich ...?"

Alveston machte eine Geste — die des Zorns, der ritterlichen Mißbilligung ...

„Nein,“ schrie Daniela auf, „nein! Ich schwöre es. O — wer kann das denken — das ...“

Sie brach in leidenschaftliches Weinen aus. Man hörte ein paar Sekunden nichts als diesen Jammer ...

Viele dachten: ‚Sie wehrt sich zu stark — das ist verdächtig.‘ Andre: ‚Nun, man fühlt's ihr nach.‘ Dritte: ‚Dies scheint dunkel.‘ Alle waren erregt.

Der Vorsitzende sah ihr mit merkwürdiger Geduld zu, als wäge er den Wert ihrer Tränen.

Hartwig, von seinem Platz aus, ohne den Mut, sich auch nur zu erheben, sah zu dem Freund hinüber.

Das war es also — das ...

Daran war sein Glück zerbrochen, an dieser Verdächtigung?

Ihm wurde flau ... als wollten ihn alle Kräfte verlassen.

Die Frage machte ihn schwindlich: was soll ich tun?

Nichts! schrie seine heiße Anhänglichkeit an die eine, vor der er als Schild und Wehr zu stehen sich berufen glaubte; nichts — ehe ich nicht weiß, was sie hofft ...

Und wie soll ich hineinsehen in dieses stille, schweigsame Herz ...

Er sah den Freund an. Und erschrak vor dem Ausdruck auf diesem blassen Männergesicht.

Der Staatsanwalt drang mit Fragen auf Daniela ein.

Und immer freier, immer fester und von einem verborgenen Schmerz wie getragen, gab sie Antwort. Der Vorsitzende beantragte endlich, sie zu beeidigen ...

Mit bebender Stimme, erhobenen Hauptes sprach sie den Schwur.

Und es war Wallrode, als schwöre sie es ihm zu — aber in Zorn und in tödlich verwundetem Stolz, der nie verzeihen kann ...

Er hörte neben sich die Stimme Alvestons. Der flüsterte — in jenem scharf vernehmbaren Flüstern, das gehört werden will: „Man läßt sie schwören!“

Flüsterte er es in unwillkürlicher, objektiver Feststellung? Aus Entsetzen über den Meineid, als den er ihren Schwur ansah? Oder aus raffinierter schurkischer Berechnung? Konnte es solche Schurkerei geben?

‚Wo ist die Wahrheit?‘ dachte Wallrode finster.

Daniela konnte nun neben Tante Hanna Platz nehmen, für welche die unerhörten Erregungen der Szene eigentlich im Moment in einer gewissen Empfindlichkeit untergingen, darüber, daß sie unbeeidigt geblieben, also eine weniger wichtige Persönlichkeit schien.

Die letzte Zeugin wurde aufgerufen.

Frau Margritt Alveston, geborene Engelbert.

Eine große Stille breitete sich im Saal aus. Das Schweigen der Andacht vor der Majestät des Unglücks.

Und selbst in den Rohesten, die hier nur um der Sensation willen saßen, wandelte sich die Neugier zur Scham.

Langsam schritt die rührende Gestalt. Vorbei an dem nahe dem Eingang sitzenden treuen Freund, den sie nicht sah, an dem imposanten Konsul Gräfenhain, den sie nicht bemerkte — geradeaus, hinein in den Saal.

Eine Sekunde stand sie nun zögernd, schien zu erkennen, daß sie sich nach rechts wenden müsse, daß oben im Saal die Stätte sei, wo man ihrer wartete. Und wie eine Nachtwandelnde ging sie leise weiter.

Der Angeklagte sah ihr entgegen. Seine Augen öffneten sich weit. Wie in einem Grauen, das stärker war als all sein heißer Wille.

Und sein in rasender Kraft himmelanflammendes Ichgefühl begann unsicher zu flackern. ... Seine Farben wurden zu einem kranken Grauweiß.

Und sie fühlte diesen Blick, der ihr entgegensah, auf sie wartete.

Als sie auf ihrem Gange in der gleichen Linie mit dem Sitz des Angeklagten sich befand, blieb sie, einem Zwang gehorchend, stehen. Ihre Blicke wurzelten ineinander.

Er wollte sich einen beschwörenden, zärtlichen Blick abtrotzen — ihr befehlen mit der ganzen Gewalt seines Wesens: hilf mir!

Aber es war als drücke eine ungeheure Faust, die, unter der alles Menschliche sich stumm zu ducken hat, seinen Nacken nieder.

Er beugte sich und barg scheu sein Gesicht in seiner Hand ...

Das waren nur ein paar Sekunden gewesen ...

Und die rührende Gestalt schritt weiter. Stand vor dem Richtertisch und hörte wie von fern, fernher die milde, von Ehrfurcht und Güte ganz durchwärmte Stimme des Vorsitzenden.

Sie hörte, mit einem Ausdruck, der nicht von dieser Welt schien.

Sie hörte die Vergangenheit sprechen und den Nachhall einer toten Liebe klagen. Sie hörte ihre Leiden flüstern und vernahm die unbefangenen Plauderstimmen ihrer Kinder.

Sie hörte ein fernes Brausen in ihrem Ohr — fast wie Orgelschwall. Und eine Stimme, die immerfort dröhnend rief: „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit! Es gibt auch ohne Schwur Meineide ..."

Eine Rettung durch eine Lüge ist keine Rettung ...

Liebevoll sprach der Richter zu ihr. Und ihr war, als antworte sie — dem Klang der eignen Stimme wie etwas Fremdem nachhorchend — antwortete auf einige äußerliche, einleitende Fragen.

Und dann sagte die gütige Männerstimme, daß sie von ihrem Recht, die Aussage zu verweigern, Gebrauch machen könne ...

Und schließlich kam die Frage, auf die alle zitternd warteten ... jedes Herz, jedes einzelne im ganzen Raum wünschte heiß, daß sie der armen Dulderin erspart werden dürfe ...

Ob sie den Gatten der Tat für fähig halte ...

Die Stille schien noch tiefer zu werden. Kein Mensch im Saal wagte auch nur die Hand zu bewegen — jedermann vermied selbst einen lauten Atemzug. . . . Krank vor Spannung schienen alle diese Gesichter . . . überreizt — gefoltert bis zur Unerträglichkeit.

Die bleiche, stille Frau mit den zögernden Bewegungen und dem ergebenen Antlitz, das auf ferne, ferne Klänge zu horchen schien, spürte nichts von all den hundert Blicken, die gierig an ihr hingen.

Sie war allein auf dieser Welt mit dem einen Manne . . .

Sie wandte sich ihm zu, langsam, feierlich das Haupt erhebend.

Und sah ihn an — lange, lange, wie in der großen Eindringlichkeit einer letzten Frage.

Er wollte dieser Frage kühn begegnen — mit stolzem Blick ihr sagen: hier bin ich — prüfe mich — ich tat es nicht! Noch einmal wollte er mit seinem ganzen Wesen sich aufrichten vor ihr, sie zermalmen mit der Wucht seines Ich. Er sah sie an . . . atmete rasch . . . und zum zweiten Male duckte die geheimnisvolle unsichtbare Faust ihn nieder. . . . Scheu glitt sein Blick aus dem ihren und senkte sich . . .

Der Richter wartete. Er schwieg und wartete . . . lange . . .

Das feierliche Haupt wandte sich ihm wieder zu.

Und eine ganz klanglose, aber dennoch ganz vernehmbare Stimme sprach: „Ich — ich bitte — ich bitte jede Aussage verweigern zu dürfen."

Der Vorsitzende beugte sich tief über seine Akten . . .

Man hörte durch die Stille ein Aufschluchzen . . .

Und dann nach ein paar Sekunden löste die Befangenheit aller sich und eine gedämpfte Unruhe breitete sich im Saal aus.

Wie sie gekommen war, ging die blasse Frau wieder — ohne zu fragen; bin ich entlassen? Eine Unabhängige vor allem Gesetz, kraft ihres tragischen Vorrechts, schweigen zu dürfen.

Langsam schritt sie, ohne sich all der vielen Menschen bewußt zu werden, die da waren und um sie weinten.

Sie wußte nichts von der Welt.

Sie hatte eine traumhafte Empfindung, als gehe sie hinaus nicht nur aus diesem Raum, hinaus aus dem Leben, in die Leere, das Nichts ...

Nah an der Tür erhob sich einer und gesellte sich zu ihr.

Sie bemerkte, aus ihrer nachtwandlerischen Versunkenheit halb erwachend, den Freund.

Noch undeutlich dämmerte Entsetzen in ihr auf über das, was hier eben geschehen war. Wie ein Ungeheuer reckte sich plötzlich die Angst vor den allernächsten Stunden und Tagen in ihr auf. Und mit diesem Entsetzen und mit dieser furchtbaren Angst kam auch sogleich das Gefühl, Schutz erflehen zu müssen — sich anzuklammern an ein treues Herz. ... Sie war ja keine Heldin und Rächerin. Nur eine stille, reine Dulderin.

Sie erfaßte seinen Arm, und von ihm ließ sie sich hinausführen in das Dunkel des Lebens ...

Daß hinter ihnen im Saal der Kampf um Leben und Tod noch weiterging, jetzt erst seiner Entscheidung entgegenwuchs, daß Staatsanwalt und Verteidiger sich noch in scharfen Reden messen, daß aus den Geschworenen, die nur aufmerksame Zuhörer geschienen, plötzlich wuchtige Richter werden würden — dies alles versank.

Für sie war an diesem Gerichtstag das letzte, das entscheidende Wort gesprochen.

Zwölftes Kapitel.

Hartwig Mallinger wußte ganz genau, daß er auf dem langen und breiten Sofa im Arbeitszimmer seines Freundes

lag. Dennoch war die Schwere des Schlafs in seinem Körper und seine Gedanken ruhten völlig. Die Erschöpfung nach den Aufregungen des Tages hielt ihn in einem Halbschlummer.

Einmal hörte er es Mitternacht schlagen, dachte aufschreckend: ‚Nun muß es doch bald zu Ende sein,' und gab sich doch gleich wieder der bleiernen Müdigkeit hin, die ihm zugleich war wie ein Schutz zwischen der Welt und sich. Die alles zum Traum zu machen schien, was sich an diesem Tag begeben hatte.

An diesem Tag, der alle Zeitbestimmungen aus ihren Angeln hob, daran sie sich sonst mit gesetzmäßiger Genauigkeit bewegten. Um halb zehn Uhr des Morgens hob sein furchtbarer Inhalt an. Nun hatte es längst Mitternacht geschlagen und sein Ende war noch nicht gekommen.

Hartwig hatte die teure Frau zu dem nächsten Wagen, der sich fand, geleitet. Sie blieben beide stumm.

Er fühlte es wohl: in die Erhabenheit dieses Grams durfte selbst sein Trostwort nicht eindringen.

Nur seine schweigende Ergebenheit konnte ihr ein wenig wohltun.

Vor ihrer Tür hatte er leise gefragt: „Soll ich bei Ihnen bleiben bis zur Entscheidung?"

„Ich will allein sein," sprach sie. Aber sie drückte ihm die Hand.

Und er fand, daß es sehr viel sei. Dieser liebe, leise Druck ihrer Hand zeigte ihm, daß sie seine Treue selbst in dieser Stunde warm und gut empfände. Ihre Seele horchte vielleicht angstvoll auf den Würfelfall des Geschicks, und düster und hart klang ihr sein Rauschen. Und dennoch war ihre Güte wach und sagte ihm mit einer warmen Gebärde: „Ich danke dir . . ."

Das hob ihn, beruhigte ihn wunderbar.

Er kehrte nicht in den Gerichtssaal zurück.

Für ihn waren alle Fragen gelöst.

Er wußte: gelingt es diesem Dämon, sein Ich zu er-

heben selbst noch über das Recht, dann werde ich aufstehen und ihn stürzen. Mit einem Mörder soll sie nicht weiterleben. Weil ich nun weiß: sie will es nicht ...

Sie hat sich schweigend von ihm gewandt, weil sie vor ihrem toten Vater, vor ihren Kindern und vor sich selbst ihr Leben mit keiner Lüge beflecken wollte ...

Weil sie an seine Schuld glaubt ...

Ganz gegen seine Veranlagung und Gewohnheit grübelte Hartwig nicht mehr.

Er wußte klar, was er wollte und mußte.

Zunächst auf den Freund warten und ihm, wie auch die Entscheidung vor dem Gericht fiel, die Wahrheit sagen, mit ihm die Lage beraten.

Er ging in Wallrodes Wohnung. Die bestand eigentlich nur aus der Schlafstube, die hinter den Bureauräumen lag. Das Arbeitszimmer war für Wallrode auch zugleich der Wohnraum.

Eine Stimmung höchsten Unbehagens traf er dort. Im Wartezimmer stand eine hochgeschürzte Scheuerfrau auf von Nässe glänzender Diele, hinter dem Gitter, an den Schreibpulten, im kahlen Licht einer Petroleumlampe ohne Kuppel hantierte der Bureaudiener, ein Faktotum.

Sein Wunsch, hier die Rückkehr des Herrn abzuwarten, wurde mit deutlicher Unwirschheit aufgenommen.

Er streckte sich dann auf dem Sofa aus und sah noch eine Weile der sehr bemerkbar sich machenden Geschäftigkeit des Mannes zu, der ihm mit jeder Bewegung zeigte: du störst hier.

Die natürliche Disposition in des Dieners Gesicht war Mürrischkeit. Um seinen kahlen Schädel strebten vom Hinterhaupt her ein paar starre Haarbüschel oberhalb der Ohren schläfenwärts. Er hatte merkwürdig kurze Gesten, und wie er für seinen Herrn auf dem Tisch schon die Tasse und die Kaffeemaschine für den nächsten Morgen zurechtstellte, sah es aus, als stieße er mit den Sachen herum.

Einmal bemerkte Hartwig, daß im Wartezimmer gesprochen wurde. Und als danach das Faktotum wieder hereinkam, war es noch ärgerlicher und knuffte rücksichtslos einen Stuhl zurecht, daß der nervöse Mann aus seiner liegenden Stellung auffuhr.

„Schlecht steht es," sagte der Diener, der das Auffahren Hartwigs wohl für eine Frage nahm, „seit Nachmittag hat sich alles geändert, meint Felbers — sehr schlecht."

Das war der erste Schreiber Wallrodes; er hatte offenbar aus dem Strafjustizgebäude einen Stimmungsbericht gebracht.

‚Gut steht es — gut — gut,' dachte Hartwig, sank zurück und schloß die Augen.

Das Faktotum, das in einer Kammer neben der Küche schlief, zog sich zurück, nicht ohne im scheltenden Ton zu sagen, daß er sich nur in den Kleidern aufs Bett strecke — falls man seiner noch bedürfe ...

Das war gegen elf Uhr gewesen.

Und im Halbschlummer spürte Hartwig doch, wie die Nacht vorrückte.

Nun schlug es einen klingenden Schlag. Fast wie ein Tropfen in die Stille hinein fiel der kleine, silberhelle Ton.

Halb oder voll?

Und da hörte er draußen einen schweren Schritt und das Zufallen einer Tür. Dann trat der Freund ein ...

Auf Wallrodes farblosem Gesicht mit den abgespannten Zügen erschien der Ausdruck unfrohen Erstaunens — wie eine Last dünkte es ihn, daß er hier in dieser nächtlichen Stunde noch einen Menschen vorfand. Jeder war ihm zuviel. Selbst der Freund.

Aber schnell flutete über diese peinvolle Empfindung hin das Mitleid. Er begriff sofort, daß der Freund leide wie er, von Qual verzehrt sei wie er. Darüber trat dann sein tiefes Ruhebedürfnis auf der Stelle zurück.

„Nun?" fragte Hartwig, indem er sich beinahe taumelnd erhob.

„Verurteilt,“ sagte Wallrode kurz und warf Hut und Pelz auf den nächsten Stuhl.

„Zum Tode — zum Tode?“

„Nein. Lebenslängliches Zuchthaus. Vielleicht wegen der Frau nur das. Wer weiß. Wer will sagen, was milder ist. Tod oder dies. Ein Mann von der heißen Willenskraft zerbricht rasch hinter Gittern. Er ist sehr gesund. Trotzdem: leidenschaftliche Menschen zermürben sich in furchtbarer Raschheit in der Einförmigkeit des Kerkers. Er wird nicht lange das Schattenleben aushalten ... denn er wird niemals zur Ergebung kommen.“

Er ließ sich schwer am Tisch nieder und stützte die Ellbogen auf, die Stirn gegen die gefalteten Hände lehnend.

Hartwig dachte immer nur: ‚Verurteilt! verurteilt!! verurteilt!!!‘ — als sei ihm jedes andre Wort aus der Sprache verloren gegangen.

„Keinem Menschen kann ich sagen, wie mir zumut ist. Hab' der Frau das Wort nicht halten können ... hab' ihn nicht herausgebracht. ... Aber sie selbst, sie selbst gab ihn ja preis ... sie wollte nicht lügen. Das fühlten die Geschworenen. Sie konnte nicht. Ihr war, als stehe sie vor Gott. Man hätte kein Mensch sein müssen, um das nicht zu spüren! Das war erschütternd — ja, da war seine Sache verloren. Und von dem Augenblick an blieben alle seine Versuche, sich in seinem rasenden Ichgefühl noch einmal bezwingend zu erheben, schwächlich. Und ich ...“

„Und du?“

„Hineingesteigert hatte ich mich in den Wahn, er kann ja unschuldig sein — vergiftet hatte er mich — ich taumelte hin und her zwischen Glauben und Unglauben, rasend vor Schmerz und Eifersucht. Alles war diesem Mann Werkzeug. Unerhört fein und unerhört grob zugleich hat er alles verknüpft und benutzt. Kühn, wie nur einer kann, der um sein Dasein ficht.

„Was ist ihm Mädchenehre! Hast du gehört, wie er in den Saal rief: ‚Sie stand mir nicht besonders nah.‘

Er sagte eigentlich: ‚Sie ist meine Geliebte gewesen.‘ Der Ton — der Ton — die Miene — ungreifbar und doch ganz deutlich. So verhüllte und enthüllte er vor mir dies alles — wochenlang — daß ich nicht verrückt geworden bin! Aber als ich sie schwören hörte — großer Gott, ich hatte das Gefühl, ihr empörter Stolz schwor es mir, mir allein zu, da stieg es heiß in mir auf: sollte auch dies nur ein Mittel gewesen sein, eines seiner rücksichtslosen, unbedenklichen? Über Glück, Leben, Ehre aller steigt er hinweg. Er weiß nichts, er empfindet nichts als sich selbst. Hab' ich Daniela tödlich beleidigt durch meine Angst und Eifersucht?"

Er fragte es nur so vor sich hin. Aber der Freund antwortete ihm.

„Ja, das hast du," sagte Hartwig.

Wallrode machte eine Bewegung, fast als wolle er sagen: „Ach, was weißt du davon ... du, der du nur ein ferner Zuschauer warst ..."

Er sprach weiter. Es tat ihm allmählich doch wohl, mit bitteren Worten sein Unglück vor sich hinzustellen, es mit einem treuen Menschen zusammen zu betrachten.

„Wie sollte ich da noch, nach Danielas Schwur und nach Margritts Schweigen, die Beredsamkeit finden, den Mann zu verteidigen! Kaum die Selbstüberwindung konnt' ich aufbringen, seinem Blick zu begegnen, wenn er mich ansprach. Der fast tolle Gedanke kam mir, da, noch da — die Verteidigung niederzulegen. Mich schreckte das Sensationelle. Ich spürte das ungeheure Aufsehen solcher Tat vorweg. Hörte den Lärm und fühlte klar, daß nur die arme Frau und immer nur sie neue Leiden und verlängerte Qual davon habe, daß ich ihr nicht nütze. Wohl aber mir — wahrscheinlich mir — ich kann dies natürlich in diesem Augenblick nicht nüchtern beurteilen — alles jagte wie im rasenden Wirbel durch mich hin. Meine Eitelkeit kam und warnte mich: du wirst nur matt sprechen, nicht den großen Erfolg dir holen, den du seit so lange heiß er-

strebst. Aber wie wirst du dastehen, wenn du sagst: ich lege die Verteidigung nieder, weil ich nicht mehr an die Unschuld meines Klienten glauben kann? Sehr reinlich, sehr kühn? Wer weiß es? Und wie hätte solche Tat zu Daniela gesprochen? Könnte es eine großartigere Abbitte und Genugtuung geben? Aber plötzlich schwieg das alles. Ich dachte an die arme Dulderin — je rascher all der grauenhafte Lärm um die Tat verstummt, je barmherziger ist es an ihr gehandelt. Für sie gibt es nur eine Wohltat: Stille! Was ist mein Ruf und mein Glück? Erst kommt mein armer Mitmensch. . . . Ich begriff: es wäre eine Tat gewesen, verwandt dem Geist des Mannes, den ich verteidigen sollte. Und ich fühlte, ich wußte ja auch: kein andrer Verteidiger konnte ihm helfen. Seine Sache war verloren. Und so blieb ich auf dem verhängnisvollen Posten — brachte den Mut zur Niederlage auf."

Er seufzte schwer. Er sah sich um. Bemerkte, daß ja die Wasserflasche, die er suchte, auf dem Tisch vor ihm stand, und goß mit rascher Hand das Glas voll.

Hartwig war hinter ihm, voll Mitgefühl, und streichelte ihm den Rockstoff auf beiden Oberarmen.

„Mein alter Kerl — alter Junge," sagte er leise und tröstend.

Es war, als habe der kalte Trunk Wallrode belebt.

Er stand auf.

„Gott," sagte er, rasch hin und her gehend, „was war das für 'ne Verteidigungsrede! Akademisch. Kalt. Trocken. Was sollte ich vorbringen? An die oft überraschende Unzuverlässigkeit scheinbar unwiderleglicher Indizien mußt' ich mich klammern. Die Unvereinbarkeit der Tat mit der hohen Intelligenz und Bildung des Angeklagten beleuchten. Weiteres gaben mir Herz und Kopf nicht mehr. Matt bracht' ich alles.

„Aber," fuhr er entschlossen fort, „diese Konflikte müssen hier enden — ich kann sie nicht mehr ertragen. Durch diesen Mann verlor ich, so oder so, mein Lebensglück. Er

will Berufung einlegen — das muß ich noch für ihn machen. Kommt es zur Revision, soll er sich einen andern Anwalt nehmen."

„Du wirst ihm sagen, daß er keine Berufung einlegt," sprach Hartwig ganz ruhevoll. „Du wirst ihm sagen, daß er das Urteil auf sich nimmt. Du wirst ihm mitteilen, daß der Mann, der ihm nachfuhr, der wie ein Schatten hinter ihm blieb, mit dem er dann gleich nach der Tat zusammenstieß — daß dieser Mann ich war —"

Wallrode stand mit offenem Munde.

„Ich!" die gleichmäßige Stimme fing an sich zu verschärfen, hob sich allmählich und klang endlich wie im Triumph. „Ich! der für ihn ein armer, lachhafter Kerl war, den er hänselte, dessen heilige Liebe zu der einen er bespöttelte, er, der ihr Leben zerstört hat — ja, ich — Mister Toggenburg."

„Du! Und du hast geschwiegen! Du hast es geduldet, daß er mir meine Liebe besudeln konnte!" rief Wallrode aufbrausend.

„Das wußt' ich nicht. Das hörte und sah ich erst vor ein paar Stunden — vor Gericht. Ja, ich schwieg. Um ihretwillen! Weil sie ihn vielleicht noch liebte, vielleicht noch an ihn glaubte, vielleicht noch für ihn hoffte. Wer konnte vorher in ihr verschwiegenes Leid hineinsehen? Sie verbarg sich vor jedem Blick. . . . Sollte ich, der ich sie liebe und ewig lieben werde, ihr den Dolch ins Herz stoßen? Um meinen Haß zu sättigen? . . . Oh . . ."

Er legte die Hand über die Augen und wandte sich ab.

Sie schwiegen in schwerer Erschütterung. Und dann bat Wallrode: „Sprich, wie hat sich dies alles zugetragen?"

Hartwig erzählte. Es war ihm mühsam, davon zu sprechen. Aber er begriff, es mußte sein. „Morgen," sagte er, „ehe du ihn siehst, will ich dir jedes Detail aufschreiben — jeden Schritt, den er tat — wie er an der Straßenecke nach seiner Uhr sah — er kannte die Pünktlichkeit des alten Engelbert, und es fehlte wohl noch eine

Viertelstunde, ehe er das Haus verlassen würde — damals natürlich wußte ich ja nicht, weshalb er nach der Uhr sah, wozu diese Verkleidung, was das alles sollte — auf einen so furchtbaren Gedanken kam selbst ich nicht — ich, der ich ihn haßte, ihn seit langem belauerte, auch auf seinen Gängen zu jener Sängerin — ihr Halsband, den Schmuck meiner Heiligen, sah ich an jener Person — ich dachte an eine neue Untreue — an ein schmutziges, verstecktes Geldgeschäft — ich weiß selbst nicht mehr, was ich alles dachte. Er schlug, nachdem er seine Uhr gesehen, die Richtung den Deich hinab ein. Kehrte, mir im dicken Nebel begegnend, bald um und auf einmal überstieg er das Geländer, das den Deich gegen die Böschung abschließt. Ich verlor ihn aus den Augen — vielleicht ein, zwei Minuten lang. Ich mußte ja vorsichtig sein. Ich stand, wagte wieder ein paar Schritte, stand abermals und lauschte in den Nebel hinein. Plötzlich kam mir der banale Gedanke: schleicht er zu der Engelbertschen hübschen Köchin und wartet ab, bis die Herrschaft das Haus verläßt? Das machte mich kecker. ‚Mag er mich denn sehen,‘ dacht' ich und ging weiter. Da sah ich, nur als Art dunkler Form im weißen Nebel, daß er an der Böschung lag ... fast zugleich erkannte ich drüben einen Lichtflecken und in ihm zwei Silhouetten — Daniela und ihren Vater, die in der sich öffnenden Haustür erschienen. Ich triumphierte. ‚Ach,‘ dacht' ich, ‚nun werd' ich ihn gleich ertappen.‘ Und da fiel der Schuß. ... Ich war wie erstarrt. Du weißt, meine armseligen Kräfte verlassen mich oft — ich bin kein Mann der Tat ... ich stand vor Entsetzen versteinert und schon rannte er gegen mich ... und von diesem Hindernis erschreckt, sprang er zurück über das Geländer und ließ sich die Böschung hinabrutschen. Ich hatte da schon einen erwachenden Gedanken: Sie! sie! Mir war, als müsse ich mich sofort in das Wasser werfen, um mich, den Zeugen, aus der Welt zu schaffen. ... Ich war feig um ihretwillen. Ich wollte nicht gesehen haben, nicht

wissen, was ihr Mann getan. . . . Und während es drüben laut wurde und jammernde Menschen sich zusammenfanden, schlich ich davon. Mich fror erbärmlich. Das war eigentlich alles, was ich dann noch wußte. Dies fürchterliche Frieren. Ich glaube, ich bin langsam und zu Fuß durch den Nebel nach Haus gegangen. Als du mich im feuchten Mantel auf dem Bett fandest, war ich eben unbemerkt in mein Zimmer gekommen."

Wallrode fühlte einen inneren Jubel, über den er gleich erschrak — dem er verbot zu sein. . . . Wie denn, war doch noch ein Rest von Unglauben und Eifersucht in ihm gewesen? Mußte doch erst diese Erzählung kommen, um Daniela auch von dem letzten Schatten eines Verdachtes zu befreien?

In der ungeheuern, leidenschaftlichen Aufregung, die ihn übernahm, fand er noch gar keine Worte.

„Alles wirst du ihm wiederholen. Und er wird begreifen: kein neuer Gerichtstag kann ihm seine Freiheit geben. Ich bin da, ich, der Zeuge. Und du wirst mir morgen auch erklären, ob für mich irgend eine moralische Pflicht besteht, noch zum Gericht zu gehen. Mir scheint: nein. Was soll noch ein neuer Beweis für die Schuld eines als schuldig Verurteilten. Ja, hätte er mit seinem Ich triumphiert! Dann müßt' ich mich in den Lärm der Szene hinauswagen. Gottlob, es ist mir erspart geblieben. Sie und wir . . . wir sind befreit von diesem Mann!"

„O du —" sagte Wallrode, „du . . . hör, das war nicht einfach für dich — nein . . ."

Und dann sprach er voll Energie.

„Ja, dies alles wirst du mir und alles noch viel genauer in die Feder diktieren — er wird es lesen — Und mit diesem Dokument erringen wir für die Frauen die Stille zurück, nach der sie lechzen. Er muß auf die Berufung verzichten, sich mit dem Urteil einverstanden erklären — das kommt einem Eingeständnis gleich — schlägt alle Deutungen, Zweifel, Phantasieen nieder."

„Und Daniela — und die Verdächtigung, die er auf sie geworfen hat," fuhr er fort, „oh — es gäbe ein Mittel, der Welt die Hand auf den immer bösen, flinken Mund zu legen: wenn sie mir verzeiht — wenn sie darein willigt, daß ich sofort, sofort allen Menschen mit lauten Anzeigen, mit jubelnden Worten zurufe: sie ist meine Braut ..."

„Nun, ich sehe, du hast dich wieder," sprach Hartwig glücklich. „Sie wird verzeihen. Sie liebt dich. Liebe kann alles vergeben, was Eifersucht sündigt. Und beide Nachrichten zusammen: daß er sich in das Urteil findet und daß Daniela deine Braut geworden, machen die Lage der Frauen wieder klar und würdig."

Während er so sprach, hatte er nebenbei gehört, daß es zwei Uhr schlug. Der Nachhall der feinen Töne kam in sein Gedächtnis.

„Gute Nacht," sagte er, „wir brauchen morgen auch noch unsre Nerven." —

Und Daniela verzieh.

Als sie nach einer leidenschaftlichen Aussprache sich in den Armen des geliebten Mannes ausgeweint hatte, sagte er zärtlich: „Aber sieh mal, mein Kind, das durftest du auch nie: mir mein Wort zurückgeben, weil dein Hochmut mir Feigheit zutraute."

„Ach," bat sie, „laß uns nicht mehr von diesen schrecklichen Dingen sprechen."

„Aha," meinte er trocken mit einem heiteren Glanz in den Augen, „so soll es also zwischen uns zugehen: wenn ich gefehlt habe, soll ich in verzweiflungsvoller Reue hinknieen, und wenn du gefehlt hast, soll nicht mehr davon gesprochen werden."

Da fiel sie ihm auflachend um den Hals.

Sein Humor war wieder da und bewies, daß die Welt denn doch nicht ganz aus den Fugen, nicht ganz und gar überfüllt sei mit lärmenden, auffallenden, tragischen Ereignissen. Daß es auch noch den Alltag gäbe, den lieben, behaglichen, von der brutalen Neugier unbehelligten Alltag.

In dem man glückselig und unbeachtet, still dem liebsten Menschen leben durfte. Den köstlichen, bürgerlich sicheren Alltag, den sie einst etwas über die Achsel angesehen hatte . . .

Wie war in ihm das Leben leicht!

„So sehr leicht wird es nicht immer sein," sprach er, „ganz nah neben uns steht ja dies Häuflein Menschen im Schatten: Margritt und ihre Knaben, Tante Hanna, Hartwig, die zusammen eine Familie bilden wollen. Dahin werden wir mit immer neuer Frische, nie ermüdender Liebe ein bißchen Licht und Mut abgeben müssen."

„Doch," sagte sie, „es ist doch ganz leicht. Wenn wir es untereinander gerade umgekehrt halten wie ‚er'. Er dachte: ‚Nichts über Mich.' Wir wollen immer fühlen: Nichts über Dich!"

Ende.

Ferner in andern Verlagen:

Aus Tantalus Geschlecht

Die Schuldnerin

A B C des Lebens

Eine Wohltat

Geschichten aus der Hansastadt

Ein Tropfen

Getrübtes Glück

Um ein Weib

Die Lampe der Psyche

Die säende Hand

Um Helena

Die große Stimme

Ein königlicher Kaufmann

Nur wer die Sehnsucht kennt

Ein Augenblick im Paradies

Eine Frau wie Du

Zu haben in allen Buchhandlungen

Tragödien der Zeit. Von **Richard Voß.** 2 Bände.

Das jüngste Werk des Dichters führt uns in die Stadt Goethes und Schillers, in das Weimar der letzten Jahre; es ist ein hinreißendes Zeitgemälde, das Voß hier mit seiner Meisterhand vor uns entwirft. In Charakteren, Einzelgestalten von monumentaler Größe und Einfachheit zeichnet er die widerstreitenden Strömungen unsrer heftig gärenden Zeit.

Um Frauenehre. Von **Mrs. Belloc Lowndes.** Aus dem Englischen.

Mit atemloser Spannung verfolgen wir in diesem glänzend aufgebauten, packenden Roman die tragischen Folgen eines Schrittes vom Wege und die verzweifelten Bemühungen des Helden, den Ehrenschild der geliebten Frau bis über ihren Tod hinaus vor der Welt rein zu erhalten.

Auf Messers Schneide. Von **Else Franken.**

Ein glänzend geschriebener Hochschulroman der beliebten Schriftstellerin aus einer Universität des deutschen Nordens, der das Wesen einer solchen Gelehrtenrepublik mit großer Sachkenntnis an einer Reihe scharf und doch liebevoll beobachteter Typen schildert. Aber es fehlt auch nicht an einer jener Hochschultragödien, die gelegentlich im Verborgenen spielen und auch Andere, Unschuldige in den Sturz hineinziehen.

Das Jahr des Irrtums. Von **Walther Schulte vom Brühl.**

Unterstützt von seiner feinen historischen Bildung und getragen von starkem künstlerischem Empfinden, zeichnet der bekannte Verfasser der „Revolutzer" und des „Frühlingsevangelium" mit vollendeter Meisterschaft die große Zeit vor hundert Jahren in ihrem heroischen Aufschwung wie in ihren stilleren, vom Wege abseits liegenden idyllischen Episoden.

Dreißigster Jahrgang

Der Schläfer von Sulz. Von **Hermann Stegemann.** 2 Bde.

So lebendig die ganze landschaftliche Umwelt und das Volksleben geschildert sind, das Werk erhebt sich doch weit über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Art und wächst zu einem Drama empor, in dem der alte Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem Idealismus einer hochgestimmten Seele und den brutalen Mächten des Stumpfsinns und der Selbstsucht durchgekämpft wird.

(Staatsanzeiger für Württ.)

Du mußt mir glauben! Von **Hanns von Zobeltitz.**

Der große Reiz dieser Erzählung beruht keineswegs nur auf diesem glänzend entwickelten kriminellen Vorwurf, dessen Behandlung den Leser bis zur letzten Seite in stärkster Erregung hält. Es ist vielmehr die feine psychologische Begründung, es sind tiefe Seelenvorgänge, die der reifen Dichtung ihren großen Zauber verleihen und ihre nachhaltige Wirkung.

Paul Becks Untersuchungen. Von **M. Mc Donnell Bodkin.**

Eine Reihe glänzend geschriebener Kriminalgeschichten, deren Held, der den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek wohlbekannte Detektiv Paul Beck, sich auch hier das Interesse und die Bewunderung seiner zahlreichen Freunde zu erhalten weiß.

Das Heiratsdorf. Von **Nanny Lambrecht.** 2 Bände.

Amüsante Typen, urwüchsige Milieuschilderung, eine hinreißende Handlung — das sind die Merkmale dieses glänzend geschriebenen Wallonenromanes, den wir mit Freude und Befriedigung aus der Hand legen.

In der Schuld und andere Geschichten. Von **Hermine Villinger.**

Die Gestalten Hermine Villingers stehen alle in überraschender Lebendigkeit vor uns; frischer köstlicher Humor wechselt mit tragischer Größe, und sei es nun, daß die Verfasserin uns zu ihren besondern Vertrauten, den Schwarzwälder Bauern, führt oder uns das innere Werden eines begabten Lehrerssohnes miterleben läßt — stets stehen wir im Bann ihrer außerordentlichen erzählerischen Begabung und künstlerischen Reife.

Meine Töchter. Von **Dora Melegari.** Aus dem Französischen.

Außerordentlich fein ist es, wie sich in diesem höchst anziehenden Roman in den Charakteren der drei Töchter die Natur der erzählenden Mutter spiegelt, wie die Töchter sich im Sturm der Leidenschaften durch Lüge und Unglauben hindurch entwickeln und läutern müssen.

Bravo rechts! Von **Ossip Schubin.** Zwei Bände.



In … munt … Ossip … der b… schen … dervol… Gestal… spanne… ein p… durchzi…

Mit M… vorwärts. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Nur ein gründlicher Kenner der Jahre 1813/15, ein wirklicher Dichter und ein leidenschaftlicher Patriot konnte diese ergreifenden, herzenswarmen Erzählungen schreiben, die in unserem Volke stärksten Widerhall finden müssen.

Mit Luchsaugen. Von **Michel Corday** und **André Couvreur.** Aus dem Französischen.

Der Held dieser höchst originellen Kriminalgeschichte ist ein junger Gelehrter, der durch die Anwendung eines Serums, das ihn befähigt, die Gedanken seiner Nebenmenschen zu lesen, einen unschuldig Verurteilten befreit und den eigentlichen Mörder aufdeckt.

Erfüllung. Von **Elisabeth Kuylenstierna-Wenster.** Aus dem Schwedischen. 2 Bände.

Wie Gretchens, der lebensdurstigen Sucherin, Charakter sich festigt, wie sie zu einem innerlich reifen Menschen heranwächst, wie in der Fremde die Liebe zu ihrem früheren Bräutigam wiedererwacht, — das alles ist in diesem im besten Sinne modernen Roman mit großer Feinheit und Lebenstreue wiedergegeben.

Die Insel der schönen Menschen und andere Geschichten. Von **Richard Voß.**

Der unerreichte Meister der italienischen Dorfgeschichte führt uns in diesem herrlichen Buche wieder nach dem Wunderland Italien und schüttet mit verschwenderischer Freigebigkeit das Füllhorn seiner unerschöpflichen poetischen Gestaltungskraft über all das leidenschaftlich bewegte Geschehen aus. Eine Perle wie die „Kentaurenliebe" kann schlechthin als Meisterwerk bezeichnet werden.

…e Tarantella der Carmelina und andere Geschichten. Von **Richard Voß.**

…ie Gestalten dieses Buches sind …t nach dem Süden verpflanzte …rdländer: sie sind auf dem vulkan…zen Boden Kampaniens gewachsen, … wundervoll in ihrer ursprünglichen …che und leidenschafterfüllten Kraft.

…kinder. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Wenn unsere alte Freundin Mrs. Croker mit einem neuen Roman erscheint, so kann sie bei alt und jung einer herzlichen Aufnahme sicher sein, zumal wenn es ein so packender und reizvoll geschriebener ist wie diese Dschungelgeschichte aus den Zentralprovinzen Indiens, die sie in treuer Anhänglichkeit ihren deutschen Lesern gewidmet hat.

Der Lebende hat Recht. Von **Klara Hofer.**

Der tragische Konflikt, der aus der Verbindung zweier von Grund aus wesensverschiedener Geschlechter erwächst, und das verzweifelte Ringen eines durch generationenlange Überkultur degenerierten Edelgewächses gegen die kraftstrotzende Triebnatur eines frischen Schößlings gibt das Thema zu diesem höchst klugen und fesselnden Roman, mit dem sich die rühmlich bekannte Verfasserin außerordentlich vorteilhaft in unsre Romanbibliothek einführt.

Droschke No. 44. Von **R. F. Foster.** Aus dem Englischen.

Eine Kriminalgeschichte von derartigem Raffinement, daß der Leser durch die sich häufenden Komplikationen allmählich in die größte Verwirrung gerät und bis zum Schluß genasführt wird.

Nichts über Mich! Von **Ida Boy-Ed.** Zwei Bände.

Ein Roman aus dem Hamburger Großkaufmannsleben mit seinen Beziehungen über den großen Teich hinüber, voll packender Handlung in seinem kriminellen Vorwurf und von bezwingender Wirkung. Der skrupellose Amerikaner, der ehrenhafte Kaufmann, das Leben in den Hamburger Familien sind mit sicherem Blick gezeichnet, der im Gerichtssaal ausklingende Schlußakkord von wahrhaft tragischer Größe.





